

Veslemøy Kjendsli Kinder der Schande

Ein »Lebensborn-Mädchen«
auf der Suche nach ihrer Vergangenheit

 Sammlung Luchterhand



»Eine Frau und ein Mann kommen zusammen, ein Kind wird empfangen. Vielleicht ein Kind der Liebe... Eine ganz normale Angelegenheit. Wenn der Mann nicht Soldat einer feindlichen Armee ist. Dann wird das Kind zum Kriegskind. Dann wird das Kind zum Problem. Nach dem Krieg gab es in Norwegen rund 9000 solcher Kinder. Turid ist eines von ihnen.«

Über dieses Buch: Sottrup, Februar 1948. Auf einem niederländischen Bauernhof spielt der zwölfjährige Wolf Gernot mit seinem fünf Jahre alten Schwesterchen Elke. Da hält ein grosses schwarzes Auto. Zwei Männer und eine Frau steigen aus; sie sagen, sie wollen Elke holen. «Elke soll ärztlich untersucht werden, die kommt morgen zurück», sagt die fremde Frau. Dann hebt sie das strampelnde Kind ins Auto, das sofort davonfährt. Aber Elke kommt am nächsten Tag nicht zurück. Und am übernächsten auch nicht.

Oslo, Februar 1986. Turid, eine junge Norwegerin von 43 Jahren, versucht, die Stationen ihrer ersten sechs Lebensjahre aufzudecken: Sie erfährt, dass sie unter der Nummer 2022 im deutschen «Lebensbornarchiv» geführt wurde und bis zu ihrem sechsten Geburtstag Elke geheissen hat. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurden in Norwegen etwa 9000 «Kriegskinder» aus deutsch-norwegischen Partnerschaften registriert. Turid alias Elke war eines von ihnen. Einfühlsam erzählt die Journalistin Veslemoy Kjendsli die Suche von Turid nach ihrer Vergangenheit, die sie schliesslich zu den deutschen Adoptiveltern führt.

Veslemoy Kjendsli

Kinder der Schande

Ein «Lebensborn-Mädchen»

auf der Suche nach

ihrer Vergangenheit

Aus dem Norwegischen

von Gabriele Haefs

Luchterhand

Literaturverlag

Die deutsche Erstausgabe erschien 1988 unter dem Titel *Kinder der Schande* beim Verlag Dirk Nishen, Berlin. Dieser Taschenbuchausgabe wurde ein Untertitel hinzugefügt.

Sammlung Luchterhand, Juli 1992
Luchterhand Literaturverlag GmbH, Hamburg • Zürich. Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des Verlags Dirk Nishen GmbH & Co KG, Berlin. Copyright © 1988 by Verlag Dirk Nishen GmbH & Co KG, Berlin. Copyright © der norwegischen Originalausgabe 1986 by Metope, Oslo. Alle Rechte vorbehalten. Umschlagentwurf: Max Bartholl. Satz: Uhl + Massopust, Aalen. Druck: Wagner GmbH, Nördlingen. Printed in Germany.
ISBN 3-630-71072-7

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

1 2 3 4 5 6

97 96 95 94 93 92

Inhalt

<i>Februar 1948</i>	7
I Der Weg vorwärts ...	
<i>Die offene Tür</i>	9
<i>Erinnerungsspuren</i>	12
<i>Ich will wissen, wer ich bin</i>	20
<i>Ein Riss in der Mauer</i>	25
II ... führt weit zurück	
<i>Über die Schwelle</i>	33
<i>Der Schlüssel</i>	36
III Die Reise in die Vergangenheit	
<i>Der Lesesaal</i>	53
<i>Unterwegs</i>	62
<i>Transitkinder</i>	67
<i>Nicht fremd – nicht vertraut</i>	89
<i>Elke</i>	103
<i>Kinder der Schande</i>	111
<i>Nachwort</i>	123

«Ich habe wirklich die Absicht, germanisches
Blut zu stehlen und zu rauben, wo ich kann.»

Heinrich Himmler

Februar 1948

Es ist ein kalter Februartag im Jahre 1948, der Krieg in Europa ist seit drei Jahren zu Ende.

Auf dem Hof eines deutschen Bauernhofs spielt vor dem Mühlhaus der zwölfjährige Wolf Gernot mit seiner fünf Jahre alten Schwester Elke. Sie spielen mit Holzautos, die Vati Bernhard gebastelt hat. Elkes Stoffpuppe darf als Fahrgast dabei sein.

Mutti Hildegard kommt mit Brüderchen Bernd auf dem Arm aus dem Haus.

«Essen kommen!»

Die Kinder laufen auf sie zu, bleiben aber stehen, als ein grosses schwarzes Auto auf den Hof fährt. Zwei Männer und eine Frau steigen aus; sie sagen, sie wollen Elke holen.

Elke holen? Wolf Gernot umklammert sie, als einer der Fremden sie hochhebt. Die können doch nicht einfach seine Schwester mitnehmen!

Elke schreit laut und streckt die Hände nach Hildegard aus.

«Warum? Warum?» fragt Hildegard. Tränen strömen über ihr Gesicht.

«Elke soll ärztlich untersucht werden, sie kommt morgen zurück», antwortet die fremde Frau. Dann hebt sie das strampelnde Kind ins Auto, das sofort davonfährt.

Aber Elke kommt am nächsten Tag nicht zurück.

Und am übernächsten auch nicht.

I Der Weg vorwärts . . .

Die offene Tür

Eine Frau und ein Mann kommen zusammen, ein Kind wird empfangen. Vielleicht ein Kind der Liebe. Oder ein eher zufälliges Resultat der Nähe und Wärme eines Augenblicks.

Eine ganz normale Angelegenheit.

Wenn der Mann nicht Soldat einer feindlichen Armee ist.

Dann wird das Kind zum Kriegskind.

Dann wird das Kind zum Problem.

Nach dem Krieg gab es in Norwegen rund 9000 solcher Kinder.

Turid ist eines von ihnen.

Der Schnee knirscht unter ihren Schuhen, als sie an einem Februartag 1986 zum Staatsarchiv in Oslo geht. Von der Kälte hat sie rote Wangen. Sie ist zu einer der wichtigsten Verabredungen ihres Lebens unterwegs. Zu einer Verabredung, von der sie sich die Antwort auf die Frage erhofft, die sie, so lange sie sich erinnern kann, beunruhigt hat.

Es ist fast wie beim Examen. Jeder kennt das Gefühl aus der Schulzeit, das man immer bekam, wenn das Schuljahr dem Ende zuzuging. Spannung und Unsicherheit vermischten sich mit der Freude darüber, dass bald alles vorbei sein würde.

In der Nacht hat sie nicht viel geschlafen, im Zug von Åndalsnes nach Oslo. Und die unruhig verdösteten Stunden zeigten ihr in Traumbildern, was alles schief gehen kann: Dass eine Lawine den Zug zum Anhalten zwingt. Dass sie am falschen Tag kommt. Dass etwas passiert, was die Tür, die sich gerade einen Spaltbreit zu öffnen scheint, wieder versperrt – die Tür zu Turids Vergangenheit.

Vor dem Eingang zum Staatsarchiv zögert sie einen Moment. «Ziehen» steht an der schweren Tür, und sie drückt. Lächelt ein bisschen

verlegen, als die Tür jäh aufgerissen wird, weil jemand heraus will. Dann holt sie tief Luft und geht hinein.

Turid ist 43 Jahre alt. Die ihr bekannte Vergangenheit dagegen zählt nur 37 Jahre. Sechs Jahre ihres Lebens sind wie ausgewischt. Die Jahre von ihrer Geburt bis zu ihrem sechsten Lebensjahr existieren ganz einfach nicht in ihrem Leben. Kein Papier, gar nichts, nicht ein einziges Bild belegt die Behauptung, dass Turid am 14. August 1942 geboren wurde.

Bis jetzt weiss sie nur, dass sie einen deutschen Vater und eine norwegische Mutter hat und dass sie mit sechs Jahren zu ihren Adoptiveltern nach Ålesund gekommen ist. Die Zeit davor ist in ihrer Erinnerung nur ein grosses Loch. Erfahrungen und Erlebnisse ihrer ersten Kinderjahre sind konsequent und systematisch verschwiegen und verdrängt worden, liegen in den tiefen und unzugänglichen Schichten des Unterbewusstseins.

Manchmal hat sie allerdings das Gefühl, sich schwach an etwas zu erinnern. Vage Ahnungen von Eindrücken, Geschmack und Geruch. Aber immer sind sie verschwunden, ehe sie sie fassen und im Bewusstsein festhalten kann.

Über diese vagen Ahnungen – eine Art Druck im Kopf – und Bilder, die sich nicht entwickeln lassen, kommt sie nie hinaus. Es ist schrecklich anstrengend, die ganze Zeit zu versuchen, sich zu erinnern – und es ist schmerzlich, die eigene Vergangenheit nicht zu kennen.

Im Staatsarchiv hat sie eine Verabredung mit dem Archivar Helge Paulsen, der die 40 Jahre alten Archive der deutschen Besatzer sortiert und katalogisiert.

Aber ehe sie ihn treffen kann, muss sie eine Karte ausfüllen, die ihr den Zugang zum Staatsarchiv ermöglicht. Handtasche und Mantel werden in einem Schliessfach im Keller deponiert. Alles ist ziemlich feierlich und ein bisschen geheimnisvoll. Darin stimmt die Stimmung im Staatsarchiv mit Turids eigenen Empfindungen überein.

Sie zieht das eine Bein etwas nach, als sie die Treppe hinaufgeht. Das leichte Hinken macht sich immer bemerkbar, wenn sie aufgeregt und nervös ist.

Manche Freunde haben sie gewarnt und gemeint, sie würde riskieren, Dinge zu entdecken, die ihr nicht nur willkommen sein werden. Die Geschichte ihrer Vergangenheit könnte Auskünfte geben, auf die sie lieber verzichten würde. Aber ihr Bedürfnis *zu wissen* ist jetzt so gross, dass ein solches Risiko kein grösseres Gewicht hat als die Schmetterlinge in ihrem Bauch.

Helge Paulsen öffnet seine Bürotür, und Turid sieht in ein helles Zimmer mit Regalen voller Protokolle und Archivmappen. Frische Blumen stehen auf dem Tisch. Paulsen hat Geburtstag. Und in gewisser Weise soll es auch Turids Geburtstag werden.

Sie sieht einen Rollwagen voller grauer und brauner Mappen und Ordner. Hier wird sie die Antworten finden.

Wird sie sich dann auch erinnern können?

Der Weg zum Staatsarchiv ist für Turid sehr weit gewesen. Seit mehr als zwanzig Jahren versucht sie, die richtige Richtung zu finden. An der richtigen Tür anzuklopfen.

Die meisten Wege haben sich bisher als Sackgassen erwiesen. Die meisten Türen sind verschlossen geblieben!

Aber sie hat nicht aufgegeben. Das Bedürfnis, ihre eigentliche Identität zu erfahren, hat wie ein ständiges Bohren, wie ein anhaltender Schmerz auf sie gewirkt. Sie spürt, dass sie *wissen* muss, um ein vollständiger Mensch zu werden.

Die Unruhe hat ihre ganze Jugend begleitet. Aber erst mit 21 Jahren hat sie zum ersten Mal versucht, die fehlenden Stücke im Puzzle ihres Lebens zu finden. Als sie mündig war und heimlich suchen konnte. Ihre Adoptiveltern wären zutiefst verletzt gewesen, wenn sie erfahren hätten, dass sie in ihrer Vergangenheit herumwühlt. Sie hätten daraus geschlossen, dass sie ihr nichts bedeuteten.

Turid will niemanden verletzen.

Sie will ihre eigene Verletzung heilen.

Erinnerungsspuren

Sie war 21 und wollte ihren langjährigen Freund heiraten. Einladungen mussten verschickt werden. Die lebhaft junge Dame mit dem braunen Lockenkopf schreibt einen Namen nach dem anderen: «... laden wir herzlich ein». Sie schreibt an alle Menschen, die ihr nahestehen, an Menschen, die ihr etwas bedeuten.

Aber niemand davon ist mit ihr verwandt.

Denn Turids Familie weiss nicht, dass sie heiratet. Sie wissen überhaupt nichts von ihr. Und sie weiss nichts von ihnen. Was sie ihre Familie nennt, sind biologisch gesehen fremde Menschen.

An dieser Schwelle zu einem neuen Lebensabschnitt beschliesst Turid, Nachforschungen anzustellen, um das Rätsel ihrer Vergangenheit zu lösen. Sie versenkt sich in ihre Jugend und Kindheit und versucht, dadurch eine Spur zu finden.

Ihre allererste Erinnerung ist, dass sie Rolltreppe fährt. Sie hat das Gefühl, dass es in einem der grossen Warenhäuser in Oslo war und dass sie gerade ein rotes Köfferchen bekommen hatte.

Rolltreppe und Köfferchen. Das sind keine überwältigenden Anhaltspunkte.

Dann erinnert sie sich an einen grossen braunen Ledersessel. Das heisst, vor allem erinnert sie sich an seinen Geruch. Er hatte hohe Armlehnen, und es war wunderbar, sich darin zusammenzurollen und den anderen zuzuhören, ohne selber gesehen zu werden. Aber worüber im Zimmer, in dem der Sessel stand, gesprochen wurde, weiss sie nicht mehr. Schulzeit und Kindheit in Ålesund ziehen an ihr vorbei. Die Kinder haben sich in der Schule und beim Spielen gut vertragen. Alles war übersichtlich, die meisten wussten das meiste voneinander, sie kann sich aber nicht daran erinnern, besonders gehänselt worden zu sein. Weil sie leicht hinkte, war sie beim Laufen und Ballspielen nicht die

Schnellste, zum Ausgleich aber schwamm sie allen anderen davon. Ein paarmal hat sicher irgendwer «uneheliches Kind» oder «Deutschenkind» hinter ihr hergerufen, aber so weit sie sich erinnern kann, ist ihr das nie besonders nahe gegangen. Sie begriff nicht, wovon die Rede war.

Als sie zu Hause danach fragte, wurde es einfach vom Tisch gefegt, sie sollte nicht darauf hören. Und als ihr der Sinn dieser Ausdrücke aufging, glaubte sie lange, sie wäre damit nicht gemeint. In der Nähe wohnte nämlich noch ein Kriegskind, ein Junge, der bei seinen Grosseltern aufgewachsen war. Er war viel häufiger Opfer solcher Hänseleien als sie. Aber sie kann sich auch nicht erinnern, ob die anderen Kinder ihn besonders schlecht behandelten.

Sie weiss dagegen noch gut, dass die anderen immer gern mit ihr nach Hause kamen. Ihr Vater hatte eine Bäckerei, und für kuchenhungrige Spielkameraden gab es immer ein paar Leckerbissen.

In der Verwandtschaft wurde sie nicht anders behandelt als ihre Vettern und Kusinen, aber sie glaubt, dass die Erwachsenen manchmal geheimnisvoll taten, wenn sie plötzlich in eine Unterhaltung hineinplatzte.

Sie war ein Einzelkind, und ihre Eltern achteten genau darauf, dass nicht auffiel, dass sie «angenommen» war, wie es hiess. Sie waren liebevolle Eltern, die ihrer Tochter immer wieder zeigten, dass sie ein Wunschkind war. Aber trotzdem erinnert sie sich noch gut an das Gefühl, etwas anderes zu sein als die Kinder der anderen Familien. Ihre Eltern wichen immer aus, wenn sie nach Kinderart nach ihrer Geburt und danach fragte, warum sie erst so spät getauft worden war. Denn an ihre Taufe erinnert sie sich! Das war im November 1947. Sie hatte ein neues schönes Kleid und befürchtete, der Pastor könnte es nassmachen.

Sie kann nicht älter als sieben, acht Jahre alt gewesen sein, als sie ihre Eltern fragte, warum ihr alter Kinderwagen nicht auf dem Speicher stand, so wie der ihrer Freundin Anne. Und alle anderen Kinder hatten Fotos von sich an der Wand, auf denen sie mollig und winzig auf Eisbärfellen lagen. Warum hing bei ihnen nicht so ein Eisbärfell-Bild an der Wand?

«Alle Bilder und Sachen sind bei einem Feuer verbrannt», wurde ihr gesagt. Aber die Eltern hatten doch so viele andere alte Sachen – noch vom Anfang ihrer Ehe. Warum waren die nicht auch verbrannt? Turid fragte mehrmals danach, bekam aber nie eine richtige Antwort. Sie sah, dass ihre Eltern gereizt waren und begriff schliesslich, dass sie solche Fragen nicht stellen durfte.

Aber sie hörte nicht auf, daran zu denken. Sie hörte nicht auf, sich zu fragen, warum ihr Kinderwagen nicht auf dem Speicher stand, warum ihr Bild nicht an der Wand hing, und dann ging ihr auf, dass die Eltern niemals einen Kinderwagen oder ein Bild von ihr als Baby gehabt hatten. Sie begriff langsam, dass sie nicht das wirkliche Kind ihrer Eltern war.

Das Kind Turid muss sein früheres Leben in sehr kurzer Zeit verdrängt haben. Eine Nachbarin, die im Hof stand, um sie zu begrüßen, als sie mit 6 Jahren nach Ålesund kam, versuchte, sie auszuhorchen und zu erfahren, wo sie vorher gelebt hatte. Aber Turid, die eigentlich ein liebes, lächelndes und vertrauensvolles kleines Mädchen war, machte ein finsternes Gesicht. Sie wich aus und wechselte sofort das Thema. Wahrscheinlich wollte Turid nicht über ihre früheren Erlebnisse erzählen, als die Erinnerungen noch zugänglich waren. Und da die Adoptiveltern das auch gar nicht verlangten, wurden die Erinnerungen schnell alt und verschwanden dann in unglaublich kurzer Zeit.

Als sie 13 ist, erzählen die Eltern ihr, dass sie sie adoptiert haben. Morgens kündigen sie an, dass sie nachmittags etwas Wichtiges mit ihr besprechen wollen. Die Mutter hat mit weisser Tischdecke und dem guten Service gedeckt, als die drei sich nach dem Essen an den Kaffeetisch setzen. Im Wohnzimmer, das durch die Bäckerei darunter warm und gemütlich ist, herrscht eine feierliche Stimmung.

Die Information, dass sie ein Adoptivkind ist, kommt für sie nicht als eine besondere Überraschung. Was die Eltern erzählen, bestätigt nur den Verdacht, den sie schon lange hegt. Aber statt dankbar zu sein, weil sie ihr endlich die Wahrheit sagen, fühlt Turid sich im Stich gelassen. Im Stich gelassen und betrogen von den beiden, denen sie am allerliebsten glauben möchte. Sie findet die Situation künstlich und überspannt,

findet es blöd, soviel Aufhebens um etwas zu machen, was sie schon lange weiss. Das hätten sie doch schon Vorjahren sagen können! So oft wie sie gefragt hat und keine Antwort bekam.

Gleichzeitig erzählen sie, dass ihr Vater ein deutscher Soldat war.

Auch diese Information erweckt bei Turid keine besonders starken Gefühle. Aber sie findet sie ganz spannend. Immerhin, ein ausländischer Vater!

Sie fragt, wie sie zu ihnen gekommen ist. «Wir haben dich aus einem Kinderheim in Nittedal bei Oslo geholt», erzählt die Mutter. «Tante Ästa, meine Freundin Gudrun aus Oslo und ich. Du warst so lieb und munter, und so zutraulich. Dann haben wir den Zug und den Bus hierher genommen. Und im Bus ist dir schlecht geworden, das weiss ich noch, du hast dich ganz vollgespuckt. Aber seitdem hast du es hier bei uns doch gut gehabt, nicht wahr?» Ein leises Flehen liegt in der Stimme der Mutter.

«Erzählt mehr», sagt Turid.

«Mehr ist nicht zu erzählen», antworten sie. «Mehr wissen wir nicht.» Und mehr braucht sie auch nicht zu wissen, meinen sie. Denn selbst, wenn sie erst mit sechs Jahren zu ihnen gekommen ist, hat ihr Leben doch im Grunde damals angefangen!

Turid ist nicht zufrieden.

«Könnt ihr nicht *mehr* erzählen?»

«Aber mehr gibt's doch nicht zu erzählen», sagt der Vater. Und Turid weiss aus Erfahrung, dass sie jetzt besser nicht weiterfragt, auch wenn sie weiss, dass sie ihr noch immer nicht alles gesagt haben. Ihr Vertrauen zu den Menschen, die sie «Mor» und «Far» nennt, hat einen ernsthaften Knacks bekommen.

Sie wurde ein ziemlich wilder Teenager – trotzig und auffahrend. Einmal bei einem Zusammenstoss mit ihrem Vater schrie er, wenn sie sich nicht anständig benehmen könnte, sollte sie sich dahin zurückscheren, wo sie hergekommen sei.

«Aber wie soll ich das denn machen?» rief Turid. «Ich weiss ja nicht, wo ich hergekommen bin! «

Sie hatte Tagträume über ihre wirklichen Eltern. Vielleicht war ihre

Mutter reich und berühmt? Alle Frauen in Illustrierten, alle norwegischen Filmstars wurden zu einer möglichen Mutter. Alle Städte wurden zu potentiellen Heimatorten ihrer Mutter. Alle Häuser, die sie auf der Klassenfahrt nach Roros sah, wurden zu möglichen Wohnorten ihrer Mutter.

Es faszinierte sie, dass ihr richtiger Vater ein Deutscher war. Allerdings verriet sie das nicht, auch wenn die Deutschen in ihrer Stadt nicht mehr offen gehasst wurden. Zu Anfang brachte sie ihren deutschen Vater auch nicht mit Hitler, den Nazis und den Judenverfolgungen in Verbindung. Er war einfach nur ihr Vater, dem sie vielleicht ähnlich sah. Falls er nicht der fescbe deutsche Filmstar war, den sie im Filmjournal zusammen mit Maria Schell gesehen hatte.

Aber sie fand es doch schlimm, als sie in der Schule etwas über den Krieg und die Deutschen hörten. Wenn nun ihr Vater an all den schrecklichen Dingen, über die sie im Geschichtsbuch las, beteiligt gewesen war? Sie fragte sich, was für ein Mensch er gewesen sein mochte. In Gedanken zog sie ihm Uniformen mit verschiedenen Rangabzeichen an – vom einfachen Soldaten bis zum höchsten Offizier. Als sie dort oben angekommen war, lief es ihr kalt über den Rücken, und schnell dachte sie die Dienstgrade wieder abwärts. Bestimmt war er ein einfacher Soldat gewesen.

Die 15jährige Turid will zum Schulfest, und plötzlich quält es sie, dass ein Bein etwas dünner ist als das andere. Am liebsten trägt sie lange Hosen, aber zum Tanz muss sie ein Kleid anziehen. Und dann können alle sehen, dass sie das dünne Bein etwas nachzieht! Dieses leichte Hinken wird den Ausschlag dafür geben, dass Turid einige Jahre später anfängt, nach ihrer Herkunft zu forschen. Denn das Bein ist das *sichtbare* Problem – und wird mehr und mehr zum Symbol für all die unbekannteten Einflüsse auf ihr Leben. Niemand will ihr sagen, was die Ursache des Hinkens ist.

«Sicher hast du zu enge Schuhe getragen, ehe du zu uns gekommen bist», meinen die Eltern.

Aber zu enge Schuhe ergeben doch keine dünnen Beine? Und waren die Schuhe nur für den einen Fuss zu eng?

Früh empfahl der Schularzt Spezialschuhe. Für Turid war das ein unannehmbarer Vorschlag, denn solch schwere, unförmige Schuhe erschwerten das Laufen sehr. Sie machten alles noch schlimmer, und Turid ging auch lieber barfuss. Die Schuhe warf sie weg.

Sie wird im Krankenhaus untersucht, aber die Ärzte können nichts feststellen. Vielleicht hat sie ganz leicht Polio gehabt, meinen sie. Es kann auch an der Muskulatur liegen. Aber es scheint sie ja vorerst nicht sehr zu behindern – und vielleicht wächst es sich aus?

Also wird nichts mit ihrem Fuss gemacht. Und es macht ihr auch keine Schwierigkeiten, zu Ostern eine Skiwanderung im Gebirge zu unternehmen. Wenn sie ihr Bein anstrengt, hat sie Schmerzen, aber sie kennt es ja nicht anders. Beine tun eben weh.

Eines der Kennzeichen des Ålesunder Akzents ist das gerollte R, das ganz vorne im Mund gebildet wird. Turid spricht ein auffälliges Zäpfchen-R. «Ein winziger Sprachfehler», sagen die Eltern. «Nein, das hat sie sicher von uns», behaupten die Nachbarn, die aus Bergen stammen und bei denen Turid viel Zeit verbringt. Niemand bringt das Zäpfchen-R mit Turids unbekannter Herkunft in Verbindung. Die Nachbarin aus Bergen hatte Turid gefragt, wo sie vorher gewesen war. Aber das Kind hatte ja sofort das Thema gewechselt. Sie wollte nichts erzählen. Und als sie selber begann, Fragen zu stellen, gab es die Antworten nicht mehr.

Sie ist 21 und will heiraten. Eine Familie gründen. Aber kann sie es wagen, Kinder zu bekommen, wenn sie nicht weiss, welche Schwächen und Krankheiten sie ihnen unter Umständen vererbt? Und wem werden ihre Kinder ähnlich sehen?

«Das spielt keine Rolle», sagen die Adoptiveltern.

«Das spielt keine Rolle», sagt ihr zukünftiger Ehemann.

Aber für Turid spielt es eine grosse Rolle.

Sie ist eine junge Frau, hinter ihr liegt eine normale, sichere Kindheit – jedenfalls so weit sie sich erinnern kann. Sie hat Eltern, die sie sehr lieben. Ihr Verlobter liebt sie und will sie heiraten. «Was hat es für einen Sinn, wenn du dir darüber immer wieder den Kopf zerbrichst? So, wie du bist, bist du gut genug», sagen sie.

Aber Turid weiss nicht, wer sie ist.

«Du hast uns nicht mehr lieb», sagen die Eltern, wenn Turid sie bedrängt und wissen will, wie die Adoption zustande gekommen ist.

«Du möchtest neue Eltern.» – «Ihr seid meine Eltern», antwortet Turid. «Und ich habe euch nicht weniger lieb, wenn ihr mir sagt, was ihr wisst. Aber es quält mich sehr, dass ihr mir nichts verratet.»

Sie ist ihr einziges Kind.

Aber sie sind auch ihre einzigen Eltern. Die einzigen, die sie fragen kann, die nächsten, die ihr helfen könnten, die Antworten auf ihre Fragen zu finden.

Sie verstehen, dass das viel für sie bedeutet. Sie verstehen, dass sie sie verlieren können, wenn sie weiter schweigen. «Wir haben dich durch die Heilsarmee bekommen», sagen sie. «Zuerst wollten wir einen Jungen, aber dann bekamen wir einen mit Mehlallergie, und das ging ja nicht, wo wir doch die Bäckerei haben. Dann bekamen wir dich. Du bist wahrscheinlich in Oslo oder in der Nähe geboren. Irgendwer hat Klekken erwähnt – liegt das nicht bei Oslo? Als wir dich geholt haben, warst du in einem Kinderheim in Nittedal. Da war ein kleiner Junge, der dich sehr lieb gehabt haben muss, er hat geweint, als wir dich mitgenommen haben. Vielleicht hiess er Bobby oder so ähnlich, das hast du jedenfalls immer wieder gesagt – Bobby. Du hast zuerst eine Mischung aus Deutsch und Englisch gesprochen, nur ganz wenig Norwegisch. Wir hatten den Eindruck, dass du eine Weile in Deutschland gewesen warst, aber wir wissen nicht wo – oder warum. Ein schottischer Arzt – oder war er aus Kanada? – soll in Deutschland herumgefahren sein, um norwegische Kinder einzusammeln und sie nach Norwegen zu bringen. Du siehst, viel wissen wir nicht. Und es ist ja schon so lange her, deswegen können wir uns auch nicht mehr an alles erinnern.»

«Aber es muss doch Papiere geben?» meint Turid.

«Ja, wir haben Papiere bekommen. Aber die haben wir vor vielen Jahren Onkel Paul gegeben, und er hat sie verbrannt. Wenn er noch leben würde, könnte er sicher mehr erzählen.»

Die Eltern hatten wohl nur das Beste gewollt, als sie alle Spuren

vernichteten. Das Kind sollte so schnell wie möglich ihr Kind, ein norwegisches Kind, ein normales Kind werden. So wollten sie Turid die böse Vergangenheit ersparen und ihr den Weg in die Zukunft ebnen.

«Sie waren ja lieb», sagt die erwachsene Turid. «Ich hatte ein gutes Zuhause. Aber zugleich hatte ich immer das Gefühl, dass sie mich anlogen. Sie wollten mich wohl schonen und beschützen. Was sie erreichten, waren Misstrauen und Bitterkeit.» Und Schweigen. Die Unterdrückung von Turids Vergangenheit ist so total, dass ihr nur Bruchstücke von Erinnerungsspuren bleiben.

Aus ihrem Gedächtnis ist also nicht viel zu holen, wenn sie nun einen Ausgangspunkt für den langen Weg zurückfinden will.

Ihre einzige greifbare Spur ist das Passfoto eines kleinen Mädchens mit verlegenen Lächeln und kurzen blonden Haaren. Auf der Rückseite steht mit Bleistift «Turid», in einer Schrift, die niemand erkennen will. Es muss aus ihrem früheren Leben stammen. Turid hat dieses Bild zufällig gefunden, als sie einmal allein war und verbotenerweise in den Sachen ihrer Eltern herumwühlte. Wer hat auf die Rückseite geschrieben? Wo ist es aufgenommen worden?

«Das Bild bekamen wir geschickt, ehe wir dich aus dem Kinderheim in Oslo geholt haben», sagt die Mutter. «Das glaube ich wenigstens.»

Die meisten Auskünfte sind vage und unsicher. Aber Turid glaubt dennoch, genug zu haben, um richtige Nachforschungen anzustellen.

Zuerst will sie ihre eigentlichen Eltern ermitteln. Turid will Papiere haben, die beweisen, wer sie ist. Papiere, die beweisen, dass Turid Turid ist. Ihr einziges offizielles Dokument ist ein Taufschein von 1948 – sechs Jahre nach ihrer Geburt. Und immer dringlicher wird ihr Wunsch zu erfahren, wie sie die ersten sechs Jahre ihres Lebens verbracht hat.

Die Heilsarmee hat die Adoption vermittelt – also muss sie bei der Heilsarmee anfangen!

Ich will wissen, wer ich bin

Sie geht zum lokalen Büro der Heilsarmee und wird von einem freundlichen Offizier empfangen. Er hört sie an und möchte ihr gerne helfen.

Für Turid ist dieser Besuch das Resultat von langen Vorbereitungen, wo sie Wörter und Formulierungen ausprobiert und sich detailliert überlegt hat, was sie sagen will. Der hilfsbereite Heilsarmee-Offizier ist von einem aufmunternden Optimismus, der auf Turid überspringt. Wie hat sie sich vor diesem Besuch gefürchtet!

«Ich hatte hier im Büro Besuch von einer netten jungen Dame, die gerne einige Fragen beantwortet hätte», schreibt der Mann an das Hauptbüro der Heilsarmee in Oslo. Dann berichtet er das wenige, was Turid über sich weiss und endet mit: «Jetzt wird sie bald heiraten, und sie wüsste deshalb gern die Namen ihrer Eltern und ob es eventuell einen Krankenbericht gibt, der sie über ihre frühe Kindheit informieren könnte.»

Turid merkt, dass der Frühling in der Luft liegt, als sie sein Büro verlässt. Und mit den Augen folgt sie einer einsamen Amsel, die von der Telefonleitung wegflattert.

Die Antwort vom Hauptbüro der Heilsarmee in Oslo liegt schon eine Woche später in Turids Briefkasten. Sie ist ein warnendes Anzeichen dafür, dass die Lösung nicht so nah ist, wie sie gehofft hat.

«Leider können wir Ihnen nicht helfen, wenden Sie sich doch bitte an den Fylkesmann* von More og Romsdal. Bei der Adoption ist keine Krankheit, die Sie als kleines Kind gehabt haben könnten, vermerkt worden.»

Das ist alles.

Was bedeutet es, dass sie «nicht helfen können»? Es *kann* bedeuten,

* Fylkesmann: oberster Vertreter der Regierung in einem Regierungsbezirk

dass sie nichts wissen. Es kann aber auch heissen, dass sie nicht helfen *wollen*.

Der Brief verwirrt Turid, aber sie erhofft sich bessere Auskünfte vom Fylkesmann, dem sie auch sofort schreibt. Den Brief der Heilsarmee legt sie bei.

Einen Monat darauf erhält sie folgende kurze Antwort:

«Unser Büro ist vor kurzem umgezogen, und man hat die Karthothek über Adoptionsfälle noch nicht geordnet. Sobald das geschehen ist, wird man auf Ihre Anfrage zurückkommen.»

«Man» hat sehr lange gebraucht, um die Karthothek in Ordnung zu bringen, wenn Turids Wartezeit als Massstab gelten kann. Es hat fast genau 22 Jahre gedauert, obwohl Turid in der Zwischenzeit ihre Anfrage mehrmals wiederholt hat. Aber zuerst glaubt sie, nur darauf warten zu müssen, dass beim Fylkesmann wieder Ordnung herrscht. In der Zwischenzeit heiratet sie und bekommt bald ihr erstes Kind, einen Jungen, der ihr Dasein mit durchwachten Nächten, Schmusen und Windelwechseln ausfüllt. Manchmal sieht sie den Jungen an und fragt sich, was er von ihrer Familie wohl geerbt haben kann.

Das wird sie vielleicht nie herausfinden.

Das wird sie vielleicht nie erfahren.

Manchmal ist sie unglücklich und spürt in sich einen Zorn über das Schweigen, über die Lügen, die sie ja gewissermassen an die nächste Generation weiterreicht.

Aber Turid kann schmerzliche Dinge verdrängen. Sie hat akzeptieren müssen, dass Beine wehtun, dass Fragen nicht beantwortet werden, dass andere entscheiden, welche Wünsche und Bedürfnisse erfüllt werden. Und sie hat gelernt, die richtige Maske aus Gleichgültigkeit und Neutralität aufzusetzen. Sie darf niemanden beunruhigen, das gibt nur Unannehmlichkeiten. Schliesslich ist sie durch eine harte Schule gegangen.

Aber die ewige Frage: «Wer bin ich?» ist für sie mehr als nur philosophische und existentielle Grübelei – es ist die bohrende Wirklichkeit.

1975 hat sie zwei temperamentvolle Söhne, zehn und vier Jahre alt.

Und sie hat die Kraft für einen neuen Anlauf. Zuerst wendet sie sich wieder an den Fylkesmann von More og Romsdal. Ihr Brief wird nicht beantwortet. Die Mühlen der Bürokratie mahlen zwar bekanntlich langsam, aber zehn Jahre Umzug und Chaos in der Karthotek sind denn doch wohl leicht übertrieben. Vielleicht ist bei der Heilsarmee mehr zu holen. Im Brief von damals lag etwas im Tonfall, das anzudeuten schien, dass die Heilsarmee die Auskünfte hat, die Turid sucht.

Aber auch diesmal fällt die Antwort negativ aus. «Ihr Fall ist schmerzlich und empfindlich», steht in der Antwort der Heilsarmee. «Und falls Ihre Eltern ihren Ehepartnern nicht mitgeteilt haben, dass sie schon früher ein Kind hatten, müssen wir uns schweigend zurückziehen. Dann können wir keinen Kontakt vermitteln. So sind unsere Richtlinien.»

Aber sie versprechen, sich sofort an die Arbeit zu machen, sobald sie die nötigen Papiere und eine Gebühr von 50 Kronen bekommen haben. Nachdem Turid Vollmacht und Taufschein und die Antwort des Fylkesmannes von 1964 geschickt hat, wartet sie mit schwachem Optimismus auf die Antwort. Die bald kommt – und negativ ausfällt. Die Heilsarmee kann in ihrem Fall keine weiteren Untersuchungen vornehmen, sie teilt ihr mit, dass ein Kontakt zu ihren biologischen Eltern nicht möglich ist. Die Umstände, in denen ihre Mutter lebt, machen es ihr unmöglich, Kontakt zu Turid aufzunehmen. Und sie haben keinerlei Anhaltspunkte, um den deutschen Vater zu finden. Abschliessend wünschen sie Gottes Segen auf ihr Heim und Wirken herab und erinnern daran, dass sie die Gebühr von 50 Kronen noch nicht erhalten haben, die Turid als Scheck oder per Postanweisung schicken kann.

Diese Antwort wühlt Turid auf – und macht sie wütend. Mit welchem Recht kann die Mutter, die auf alle Verantwortung für sie verzichtet hat, trotzdem solche Entscheidungen über sie treffen? Egal unter welchen Umständen ich auf die Welt gekommen bin: Ich habe doch wohl auch Rechte! Ich habe einen Anspruch darauf Ich will wissen, wer ich bin!

Sie weint vor Enttäuschung und hat das Gefühl, dass die unbekannte Mutter sie noch einmal im Stich gelassen hat. Turid will gar keinen

Kontakt zu ihr, aber sie will ihre Papiere, und sie will ganz einfach wissen, wie sie entstanden ist – warum in aller Welt sie mitten im Krieg nach Deutschland geschickt wurde, in Norwegen waren die Verhältnisse doch trotz allem besser – sie will wissen, wer ihr ihren Namen gegeben hat, warum sie hinkt, warum sie mit Zäpfchen-R spricht – sie will WISSEN!

Und dann geht die Ehe in die Brüche.

Der Ehemann ist ein kontaktfreudiger Mensch, mit Sinn für Geselligkeit. Turid hat auch ein soziales Wesen, ist aber zurückhaltender. Ausserdem fühlt sie sich nicht immer ganz sicher. Wenn sie zum Beispiel in einem Raum voller Menschengedränge ist, spürt sie, wie die Angst ihr die Brust zusammenpresst. Ihre Fluchtwege müssen immer leicht zugänglich sein. In einem Zirkuszelt fühlt sie sich vor Angst wie verloren. Das Zelt. Die Menschen. Der Tiergeruch. Und die Pferde. Die Pferde sind das Schlimmste.

Nur ungen geht sie in den Zirkus. Fürchtet sich dort vor irgendetwas. Diese bohrende Unruhe in der Seele.

Nach achtzehnjähriger Ehe ist die Scheidung eine Tatsache.

Turid ist mit ihren beiden Söhnen allein. Sie bringt Ordnung in Nerven und Finanzen. Sie sucht sich neue Freunde, unter anderem durch ihre Arbeit in einem Labor, wo sie Fische analysiert. Manchmal, wenn sie in einem frisch eingetroffenen Kabeljau herumstochert, überfällt sie der Gedanke, dass sie mehr über die Leber dieses Fisches weiss als über sich selber.

Einer ihrer neuen Freunde ist auch ein Adoptivkind. Er erhielt gleich beim ersten Versuch, seine biologischen Eltern zu finden, positive Auskunft. Der Vater wurde in den USA gefunden, wohin er vor der Geburt des Jungen 1928 emigriert war. Die Mutter war gestorben, kurz bevor er ihren Namen erfuhr. Aber der Vater ist bei bester Gesundheit, und Turids Freund plant einen Sommerurlaub in den USA.

Seine Eltern waren aus Norwegen. Turid ist ein Kriegskind mit deutschem Vater. Kann das der Grund dafür sein, dass sich die Türen bei jedem ihrer Versuche zu schliessen scheinen? Aber sie will nicht aufge-

ben. Sie hat noch nicht versucht, ihren Vater in Deutschland zu finden. Im Ausland betreibt das Rote Kreuz solche Nachforschungen, erfährt sie. An diese Organisation wendet sie sich, und nach einiger Zeit werden ihr ein Fragebogen mit zwanzig Fragen sowie ein freundlicher Brief zugeschickt, der erklärt, wie schwer die Lösung solcher Fälle sein kann. Für Turid stellt jedoch schon der Fragebogen eine unlösbare Aufgabe dar. Mit Ausnahme von Nr. 2, 3 und 4 handeln alle Fragen von Turids biologischen Eltern. Nur diese drei Fragen kann sie beantworten: Geburtsort, Geburtsdatum, Adoption. Der Rest bleibt offen. Trotzdem schickt sie den Fragebogen an das Rote Kreuz zurück, wenn auch ohne grosse Hoffnungen. Sie kann keine Auskünfte zur Nachforschung beitragen, und sie ist verzweifelt darüber, wie wenig sie weiss.

Sie will aber weiter nach ihrer Identität suchen – weiss jedoch nicht, wie. Die Heilsarmee war offenbar der richtige Weg, will ihr aber nicht helfen. Bei der Heilsarmee haben die biologischen Eltern in solchen Fällen das letzte Wort.

In all diesen Jahren hat sich niemand die Mühe gemacht, Turid zu erzählen, welche Möglichkeiten sie gehabt hätte. Bis 1985 bestimmte nämlich in letzter Instanz das Justizministerium, welche Rechte ein Adoptivkind hatte, das seine biologischen Eltern finden wollte. Aber niemand hat Turid auf das Justizministerium aufmerksam gemacht. Das Rote Kreuz hätte sie auf die richtige Spur bringen können, aber dort ist viel zu tun, es gibt wenig Sachbearbeiter und lange Bearbeitungszeiten.

Nun hätte sie aufgeben können. Von ihrem Standpunkt aus konnte sie nur eine Mauer des Schweigens sehen. Aber sie wusste auch, dass es irgendwo hinter dieser Mauer eine Welt gab.

Ein Riss in der Mauer

Frühling, 1985.

Turid schlendert durch den kleinen Garten hinter dem Reihnhaus, wo sie mit ihren beiden grossgewordenen Söhnen wohnt. Die Sommerblumen stehen in schönster Pracht und die Erde ist so frischbepflanzt, dass das Unkraut noch nicht die Oberhand gewonnen hat. Ihr Ältester ist unterwegs, er trainiert die Mädchen-Fussballmannschaft. Ihr Ziel ist es, am Norway Cup teilzunehmen. Ihr Jüngster hat angefangen zu boxen. Turid gefällt das nicht so recht, aber andererseits hat sie ja als kleines Mädchen auch gut um sich schlagen können. Besonders gut erinnert sie sich an einen Witzbold, der dermassen eins auf die Nase bekam, dass das Blut nur so spritzte. Obwohl der Schlag besser traf, als sie sich das vorgestellt und gewünscht hatte, war sie ziemlich zufrieden mit ihrer Leistung. Sie muss lächeln, wenn sie sich daran erinnert. Von der Seite gab es keine Hänseleien mehr, nein. Vielleicht ist es nur gut, wenn ihr Kleiner sich verteidigen kann, auch wenn es selten nötig ist.

Sie hat zwei feine Söhne. Der Älteste ist in schwierigen Situationen seiner Mutter eine gute Stütze gewesen und hat seine Verantwortung als grosser Bruder immer ernst genommen. In zwei Wochen wird er des Königs Rock anziehen, und Turid überlegt, wie einschneidend diese Veränderung sein wird. Ihr grosser Junge. Ein ganzes Jahr wird er fort sein. Sie wird heute etwas besonders Gutes kochen, und dann werden sie sich alle drei einen schönen Abend machen.

Das kleine Transistorradio brummelt auf einem Gartenstuhl, Turid konzentriert sich nicht auf das Programm. Aber plötzlich hört sie etwas, und sie stellt den Sender klar ein und lauscht. Es handelt von «Der Insel der gefallenen Mädchen» – vom Internierungslager für Frauen auf Hovedoya bei Oslo, wo sogenannte «Deutschendirnen» –

Frauen, die während des Krieges mit Deutschen zusammengewesen waren – 1945 interniert wurden.

Sie hört aufmerksam zu. Zum ersten Mal hört sie im Radio etwas über dieses Thema.

Die Sendung «Die Insel der gefallenen Mädchen» facht Turids Bedürfnis, ihr ureigenes Rätsel selber zu lösen, wieder an.

Wenn es möglich ist, in aller Öffentlichkeit etwas über die «Deutschendirnen» zu sagen, dann muss man wohl auch über ihre Kinder reden dürfen! Sie ist eigentlich ein bisschen böse, weil die Situation der Kinder in der Sendung gar nicht erwähnt worden ist. Sie notiert sich den Namen der Journalistin, die die Sendung gemacht hat und setzt sich einige Wochen später mit Briefpapier und Kugelschreiber hin: «Eine Gruppe wird immer vergessen, wenn von diesen Dingen die Rede ist, und zwar die Kinder. Ich bin ein solches Kind.»

Kurz erzählt sie das wenige, was sie über ihre Herkunft weiss, eine Geschichte mit so vielen dunklen und geheimnisvollen Seiten, dass sie damit leicht das Interesse der Journalistin wecken kann:

Zu Hause, in ihrem Wohnzimmer, berichtet Turid mit leiser und intensiver Stimme über ihre Kindheit, über Geborgenheit und Wärme, aber auch über Unruhe und Angst – über ihre mühseligen Versuche, Antwort auf ihre Fragen zu finden. Und sie vermittelt Wut und Frustration, die sie jedesmal verspürt, wenn sie mit dem Kopf an eine neue Wand stösst. Das Tonbandgerät registriert Wörter und Gemütsstim-mungen, während die Journalistin immer mehr davon überzeugt ist, dass die Antwort irgendwo zu finden sein muss. Aber ihr Ausgangspunkt ist mager, und es ist nicht leicht, einen Anfang zu finden. Nach 40 Jahren ist dieser ungeschriebene Teil der Kriegsgeschichte sicher dick mit Spinnweben bedeckt. Turid hat schon den direkten Weg über die Heilsarmee probiert. Nun müssen indirekte Möglichkeiten untersucht werden. Institutionen und Menschen, die vielleicht während und nach dem Krieg mit norwegischen Kriegskindern zu tun gehabt haben. Wenn die Situation der norwegischen Kriegskinder und ihr Schicksal ganz allgemein ermittelt werden können, lässt sich vielleicht auch Turids Vorgeschichte finden.

Die Heilsarmee hat die Adoption vermittelt. Also hatte sie Verbindungen zu denen, die für die Kriegskinder verantwortlich waren, die ihre Mütter nicht behalten wollten oder konnten. Zu irgendeinem Zeitpunkt muss die Fürsorge mit ins Bild gekommen sein. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Turid als einziges Kind aus Deutschland gekommen sein soll. Es war schliesslich die Rede von einem ausländischen Arzt, der durch Deutschland reiste und norwegische Kinder einsammelte.

In den Zeitungen muss etwas gestanden haben.

Das Staatsarchiv hat sicher Material von damals.

Das Sozialministerium?

Das Justizministerium?

Das Aussenministerium?

Es gibt so viele Möglichkeiten.

Ausgangspunkt wird das Kinderheim, aus dem Turid 1948 von ihrer Adoptivmutter geholt worden ist. Das Kinderheim in Nittedal. Vielleicht gehörte es ganz einfach der Heilsarmee? Aber nein. Die Heilsarmee hat niemals ein Kinderheim in Nittedal gehabt. Die Archive der Heilsarmee liegen zwar nach mehreren Umzügen völlig ungeordnet im Keller, aber auch die älteren Offiziere, die damals für Adoptionen zuständig waren, haben nie von einem Kinderheim in Nittedal gehört. Ebensowenig wie die älteren Einwohner des Ortes sich an ein Heim für Kinder erinnern können, die aus Deutschland zurückgebracht wurden.

Aber das Ganze kann doch nicht völlig unbemerkt vor sich gegangen sein? Vielleicht war es nicht in Nittedal? Turids Adoptivmutter kennt sich doch in Oslo nicht so gut aus – ob sie sich nicht richtig erinnert? Ein Anruf bei ihrer Osloer Freundin, die dabei war, als das Kind geholt wurde, bestätigt jedoch: Es war in Nittedal.

«Dort waren noch mehr Kinder», sagt sie und glaubt, dass das Personal weisse Kittel trug. Also war es wohl in Nittedal. Das Geheimnis des Kinderheims bleibt ungelöst – bis auf Weiteres.

Und was ist mit Klekken? Bei Honefoss liegt ein Hotel dieses Namens, und Klekken ist als Turids wahrscheinlicher Geburtsort ange-

geben. Weitere Telefongespräche ergeben dann, dass Klekken während des Krieges ein deutsches Wochenheim war. Dort wurden Kinder deutscher Soldaten geboren. Die Deutschen hatten mehrere Kinderheime im ganzen Land, erzählt eine pensionierte Krankenschwester. Aber Norweger hatten nichts damit zu tun, also weiss sie nicht viel, nur dass in Bærum ein grosses deutsches Kinderheim namens Godthaab lag. Ob Turid dort gewesen ist?

Im Justizministerium? «Einen Moment, ich schalte Sie zu jemandem durch, der vielleicht über diese Angelegenheiten Bescheid weiss.» Aber niemand weiss etwas über Kinder, die nach dem Krieg aus Deutschland geholt wurden. Und ein Register von Kindern mit deutschen Vätern, nein, so etwas gibt es wohl nicht. Bei ihnen jedenfalls nicht. Aber vielleicht wissen die Leute mehr, die damals im Justizministerium gearbeitet haben?

Es gibt viele interessante Gespräche mit Leuten, die allerlei aus den Kriegsjahren zu erzählen wissen – und aus der ersten Nachkriegszeit. Die meisten von ihnen sind Frauen, die mit warmem Herzen und lebhaftem Engagement erzählen, Frauen, die eine umfangreiche Geschichte verwalten, die nie aufgezeichnet worden ist.

Aber nur wenig davon scheint Turids Fall zu berühren. Schliesslich drehen sich die Anrufe im Kreis, der achte in der Reihe der ehemaligen Heilsarmee-Offiziere verweist ans Rote Kreuz, das verweist an eine pensionierte Mitarbeiterin des Sozialministeriums, die verweist auf den ersten Heilsarmee-Offizier, der nichts wusste, jedoch glaubte, ein ehemaliger Mitarbeiter des Justizministeriums bearbeite solche Fälle.

Viele von denen, die etwas erzählen könnten, sind tot. Andere können sich wegen ihres hohen Alters nur schwer erinnern.

Es ist 40 Jahre her. Es geht um Dinge, die eigentlich niemand wieder aufwühlen wollte – vergessen und verstecken schien besser.

Die Journalistin sitzt stunden- und tagelang in diversen Bibliotheken, starrt auf einen Bildschirm, auf dem Zeitungsjahrgänge von 1945-46-47 vorüberflimmern. Hier steht viel über Prozesse gegen Nazi Verbrecher, gegen die «Deutschenmädchen», und über den Wiederaufbau.

Sieg und Verrat.

Und es gibt viele Leserbriefe, die fordern, die Kinder der «Dirnen» und der deutschen Soldaten dahinzuschicken, wo der Pfeffer wächst – am besten nach Deutschland, wo sie hingehören. Aber über die, die schon dort sind und zurückgeholt werden sollen, findet die Journalistin nichts.

Bis ihr Auge auf einen Artikel vom Sommer 1945 fällt, der besagt, dass die Deutschen ein sehr gründliches und genaues Archiv über Kinder von deutschen Soldaten in Norwegen hinterlassen haben. Ob dieses Archiv wohl noch vorhanden ist? Neue Anrufe ergeben, dass dieses Archiv ins Staatsarchiv in Oslo überführt worden ist. Dort gibt es einen Archivar, der dieses und alle anderen Archive, die die Deutschen nach dem Krieg hinterlassen haben, gut kennt. Er hat Jahre gebraucht, um sie zu katalogisieren und zu sortieren. Aber er ist schwer zu erreichen. Er ist krankgeschrieben, und offenbar kennt sich sonst niemand mit diesen Archiven aus.

Der Anruf beim Staatsarchiv wird Teil der täglichen Routine, während andere Möglichkeiten geprüft und geengeprüft werden. Und im Sande verlaufen.

Die Liste mit Namen und Adressen wird lang und unübersichtlich.

«Aus Deutschland geholte Kinder? Ja, so etwas ist vorgekommen . . . aber sind die denn nicht nach Schweden geschickt worden?»

«Nein, wir haben keine Kinder aus Deutschland geholt, nur tote Erwachsene. . . Aber für die Kinder war auch irgendwer zuständig ...»

«Nein, die ist tot. . . aber rufen Sie doch beim Roten Kreuz an, die können Ihnen sagen, wer damit zu tun hatte...»

«Ja, da war doch was . . . aber ich kann mich nicht erinnern, es ist so lange her...»

«Nein, wir hatten nichts mit Kinderheimen zu tun. Die Deutschen hatten ihre eigenen Kinderheime, eins in Baerum und eins in Hurdal, das weiss ich noch, aber Nittedal – nein! Ach, nach dem Krieg, sagen Sie? Nein, davon habe ich nie gehört...»

Schliesslich wirkte die ganze Geschichte wie die reine Spinnerei – als

wäre niemals ein Kindertransport von Deutschland nach Norwegen vorgekommen, als hätte das Kinderheim in Nittedal nie existiert, als sollte das Schicksal des Kindes Turid für alle Zeiten unter dem Mantel des Vergessens versteckt bleiben.

Inzwischen wurde Turids inniger Wunsch «Ich will wissen, wer ich bin!» im Rundfunk ausgestrahlt.

Das löste eine Lawine von Reaktionen aus.

Turid war also offensichtlich nicht die einzige, die ihre eigene Vorgeschichte erfahren wollte. Deutschenkinder aus dem ganzen Land hatten seit Jahren dasselbe versucht: Bescheiden, zumeist in aller Heimlichkeit, hatten sie Institutionen und Personen aufgesucht, dieselben Fragen gestellt – und oft genug ebenso schlechte Antworten erhalten. Die meisten kannten ihre Mutter und suchten ihren deutschen Vater. Und das war schwierig genug. Um so schwerer war es für die, die auch ihre Mutter nicht kannten. Einige Antworten bestätigten, dass nicht nur Turid eine unbekannte Vergangenheit in Deutschland hatte.

Sie alle tasteten mehr oder weniger im Dunkeln, und der Mangel an Ergebnissen war niederschmetternd.

Aber irgendwo *mussten* die Antworten doch zu finden sein!

«Ist dort das Staatsarchiv? Ist Helge Paulsen wohl zu sprechen?» Das Ohr am Telefonhörer tut fast schon weh. Es ist das achte Gespräch in zwei Stunden.

«Ja, einen Moment bitte...» Und da war er! Der Archivar Helge Paulsen entpuppte sich als sehr freundlicher Mann mit grossem Verständnis für das Bedürfnis der Kriegskinder, die etwas über ihre Herkunft erfahren wollten. Und obwohl sich Papiere und Anfragen durch seine Krankheit auf seinem Schreibtisch stapelten, versprach er, sofort Turids Fall zu untersuchen. Sie kann ihm nur ungewöhnlich dürftige Informationen geben: Einen mutmasslichen Geburtsort, Klekken, ihr mutmassliches Geburtsdatum, und ihren Namen, von dem sie nicht weiss, wann sie ihn bekommen hat und von wem.

«Ich kann nichts versprechen», sagt Paulsen. «Eigentlich brauche ich den Namen der Mutter, um in den Archiven etwas zu finden. Ausserdem haben die Deutschen nicht alle Kinder von deutschen Sol-

daten registriert.» Er will zurückrufen, sobald er etwas weiss. Es folgen spannende Stunden. Mit einem Gefühl von: Jetzt oder nie. Jetzt! Jetzt kann die Journalistin Turid anrufen und begeistert rufen: «Ich glaub', wir haben es!» Jetzt muss Turid sich vorsichtshalber setzen, und ihre Stimme klingt nicht einmal froh, weil sie von ihren Gefühlen so überwältigt wird. Jetzt erfährt Turid zum ersten Mal, dass sie eine Nummer in den deutschen «Lebensbornarchiven» im Staatsarchiv in Oslo ist. Dass sie seit ihrer Geburt Turid heisst, obwohl sie nicht getauft worden ist. Und dass ausser ihr an jenem Augusttag 1942 in Klekken kein anderes Mädchen geboren worden ist.

Den Rest wird sie bei einer persönlichen Begegnung mit Paulsen im Staatsarchiv erfahren. Sie treffen eine Verabredung. Turid bleibt mit dem Hörer in der Hand sitzen, nachdem sie mit Paulsen gesprochen hat. Ihr Kopf ist heiss, ihr Puls schlägt schneller, fast unmerklich, und die Kehle erscheint ihr merkwürdig eng. Sie merkt, dass sie es nicht wagt, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sicher freut sie sich, aber es ist doch das Beste, nicht zuviel zu erwarten. Der Weg ist so lang gewesen, voller Widerstand und Enttäuschungen. Die verschlossenen Türen waren so massiv und zugenagelt. Nun ist sie vor eine nicht verschlossene Tür gekommen, weiss aber nicht, ob sie sie zu öffnen wagt.

Es ist eine blasse und ungewöhnlich stille Turid, die an einem kalten Februarmorgen 1986 mit dem Nachtzug aus Åndalsnes in Oslo eintrifft. Sie stochert im Frühstück herum und erzählt ziemlich hektisch vom Wetter in Ålesund, von der Lawine, die am Tag zuvor die Strasse nach Åndalsnes blockiert hat, von ihrem 15 Jahre alten Jüngsten, der sich nun einige Tage lang selber versorgen muss.

Sie und die Journalistin haben um 10 Uhr ihren Termin im Staatsarchiv, rufen aber sicherheitshalber um 9 Uhr noch einmal dort an, um die Verabredung zu bestätigen. «Helge Paulsen? Nein, der ist heute krank.» Das kann nicht möglich sein. Sie spüren, wie die Tür krachend ins Schloss fällt.

Ob sie einen kranken Menschen wohl zu Hause belästigen können –

privat? Ja, das können sie. Schliesslich handelt es sich um eine Notlage. Ein heiserer, fast stimmloser Helge Paulsen nimmt ab.

«Sie hätten doch schon letzte Woche kommen sollen! Ich habe tagelang gewartet, ich hatte alle Papiere herausgesucht. Schliesslich dachte ich, Sie wollten doch nicht kommen und habe alles ins Archiv zurückgebracht. Es geht nicht so schnell, alles wieder herauszusuchen. Ausserdem habe ich jetzt eine schlimme Angina und bin für mehrere Tage krankgeschrieben. Nein, heute geht es wirklich nicht.»

Turids Albtraum von der Zugfahrt ist Wirklichkeit geworden. Etwas *musste* schiefgehen. Ihre nervöse Erwartung macht tiefer Enttäuschung Platz, auch wenn sie nur sagt: «Ja, ja. Das wär's dann.» Das Kind der Schande hat lernen müssen, Enttäuschungen hinzunehmen.

Aber das Missverständnis über die Verabredung lässt sich aufklären, und der gute Archivar begreift, welche Bedeutung dieser Termin für Turid hat. Also lässt er Angina Angina sein und verspricht, am nächsten Tag doch ins Staatsarchiv zu kommen.

Nachmittag und Abend werden lang. Turid findet keine Ruhe, und freudig nimmt sie das Angebot an, ins Theater zu gehen, um in dem schönen Neubau von Det Norske Teatret «Cats» zu sehen.

Tanz, Gesang, Katzen en masse – ein paar Stunden lang kann Turid die Enttäuschung dieses Tages und ihre Erwartungen an den nächsten beiseite schieben – Erwartungen, die sie nicht klar zu sehen wagt, aus Angst, noch einmal enttäuscht zu werden.

Am nächsten Tag ist es bitter kalt. Der Frostdampf liegt wie ein Schleier über Ekebergåsen, und die Landschaft wirkt grau. Aber als Turid in Kringsjå aus dem Auto steigt, lichtet sich der Nebel und der blaue Himmel kommt an vielen Stellen zum Vorschein.

II

... führt weit zurück

Über die Schwelle

Direkt neben Helge Paulsens Bürotür stehen zwei Stühle. Turid setzt sich. Zuerst lehnt sie sich zurück, in hart erkämpfter Ruhe. Nur ihre Hände, die am Handtaschengriff herumfingern, zeigen, dass sie aus dem Gleichgewicht geraten ist. Aber bald lässt die Anspannung nach, und Turid rutscht bis zum äussersten Stuhlrand vor. Sie scheint ihren Hals nach Helge Paulsen zu recken, der jetzt auf seinem Bürostuhl hinter dem Schreibtisch sitzt.

«Wenn ich den Namen ‚Elke‘ erwähne, sagt Ihnen das etwas?»

Paulsen blickt Turid, die seinen erwartungsvollen Augen mit einem verwirrten Gesichtsausdruck begegnet, über den Brillenrand hinweg an. Was sagt er? Elke? Was hat das mit ihr zu tun? Der Name sagt ihr überhaupt nichts. Sie schüttelt den Kopf. «Nein», sagt sie mit kleiner, verhaltener Stimme.

«Elke Schneider», sagt Paulsen und räuspert sich, um die Reste der Angina aus seiner Stimme zu entfernen. «Kommt Ihnen der Name gar nicht bekannt vor? In Deutschland waren Sie damals als Elke Schneider registriert. Vier Jahre lang haben Sie so geheissen, von zwei bis sechs.»

Turid fällt aus allen Wolken: «Ich habe Elke geheissen?»

«Ja, aber Ihr norwegischer Name hat Sie immer begleitet, seit Sie geboren und unter dem Namen ‚Turid‘ in einem Lebensbornprotokoll registriert wurden. Dieser Name ist niemals *formell* aus Ihren Papieren entfernt worden, in der Praxis aber wurde er gestrichen. Ihr neuer Name war ‚Elke‘, und so hiessen Sie während der ganzen Zeit, als Sie bei Ihrer Pflegefamilie – Familie Schneider – in Deutschland gewohnt haben.»

Die Wirklichkeit wird unwirklich. Spricht er denn wirklich über

sie, über Turid? Sie hat sich immer vorgestellt, dass sie in Deutschland in einem Kinderheim war. Nie ist sie auf die Idee gekommen, dass sie bei jemandem wohnte, Teil einer Familie war. Dass sie das vergessen konnte!

Nun muss Turid sich räuspern, um ihre Stimme wiederzufinden. «Ist es ganz sicher, dass ich Elke gewesen bin?»

«Ja», antwortet Paulsen voller Überzeugung. «So vieles stimmt überein, es gibt gar keinen Zweifel. In Klekken ist am 16. August 1942 nur ein Mädchen geboren worden. Sie wurde Turid genannt und bekam die Lebensbornnummer 2022, ehe sie nach Deutschland geschickt wurde.

Lebensbornnummer 2022, Turid, Elke, sie kostet beide Namen, und stellt fest, dass sie sie abwechselnd sagen kann. Elke. Es klingt nicht fremd. Aber auch nicht vertraut.

Paulsen hat noch mehr zu erzählen. Bald kennt sie den Namen ihres deutschen Vaters – Unteroffizier im deutschen Heer, im Zivilleben Schuster. Sie weiss, wann er geboren wurde, und dass er bis zu seiner Einziehung bei seinen Eltern gewohnt hat. Sie kennt sogar die Namen seiner Eltern. Plötzlich hat Turid einen richtigen Familienstammbaum! Und dort stehen Name und Geburtsdatum ihrer Mutter neben kurzen Angaben über ihre Familie. Damals war sie eine junge Frau, aus Westnorwegen, die aus Gründen, die nur sie selber kennt, nach Klekken in Ostnorwegen kam, um das Kind auf die Welt zu bringen, das sie von ihrem zwei Jahre jüngeren deutschen Freund empfangen hatte.

Nun nimmt Paulsen zwei Stapel mit Papieren und Dokumenten zur Hand, die von Turids ersten Kindheitsjahren berichten. Das beeindruckendste Dokument ist das riesige, rechteckige Lebensbornprotokoll. Es bedeckt den ganzen Schreibtisch mit seinen vielen Spalten, die auf Deutsch mit regelmässiger, dünner Schrift ausgefüllt sind – leicht zu lesen. Hier stehen die Stichwörter zu vielen Schicksalen, äusserst private Angaben – und Paulsen achtet genau darauf, dass Turid nur ihre eigene Spalte lesen kann – die anderen deckt er zu. Aber die anderen interessieren Turid auch nicht. In dieser Situation muss es erlaubt sein, nur an sich selber zu denken.

Das Protokoll bleibt in Paulsens Büro. Aber die anderen Papiere, die von ihr selber handeln, darf Turid mit in den Lesesaal nehmen, um sie in aller Ruhe zu lesen. Und mit unsicherem, sehr fernem Lächeln geht sie die Treppen hinunter. Die Rätsel der Vergangenheit in einem braunen Umschlag.

Mehrere Stunden verbringt sie im Lesesaal. Blättert zuerst fieberhaft und unsystematisch. Muss zurückblättern und noch einmal lesen. Buchstaben, Daten, Namen, Adressen – alles fließt ineinander.

Das einzige, was sie die ganze Zeit klar sehen kann, ist ihr Name. Auf einem Blatt nach dem anderen. Auf einem Dokument nach dem anderen. Ihr Hals schnürt sich zusammen. «Das alles handelt von mir! Und dabei hatte ich kein einziges Papier über mich selber! Ich hatte nur mich als Beweis dafür, dass es mich gibt!»

Der Schlüssel

Der Schlüssel zum Rätsel Turid ist eine Nummer im deutschen Lebensbornprotokoll.

Einem Protokoll, in dem die Besatzungsmacht mit deutscher Gründlichkeit Daten über Kinder deutscher Soldaten in Norwegen eingetragen hat. Dort steht auch der Name der biologischen Mutter, mit dem in anderen Archiven, norwegischen und internationalen, weitere Auskünfte zu finden sind. Das Archiv ist nicht vollständig. Einige Namen fehlen, einige Spalten sind kaum ausgefüllt.

Der Name der Mutter ist das Stichwort. Ohne den Namen der Mutter könnte sie genauso gut die berühmte Nadel im Heuhaufen suchen wie sich selber im Lebensbornarchiv, denn es ist in drei dicken Bänden zusammengefasst und enthält 9000 Nummern.

Turid wusste den Namen ihrer Mutter nicht. Aber es war ihr Glückstreffer, dass an jenem Augusttag 1942 in Klekken nur ein Mädchen geboren wurde. Und dass sie von Geburt an den Namen Turid trug. Dadurch konnte Paulsen mit hundertprozentiger Sicherheit feststellen, dass er die Nadel mitten im Heuhaufen entdeckt hatte.

Lebensbornkind Nr. 2022 war identifiziert.

Lebensborn war eine deutsche Nazi-Organisation mit klarer rassenpolitischer Zielsetzung. Die nordische, «arische» Rasse sollte dadurch veredelt werden, dass immer mehr Kinder mit den «richtigen» erbbiologischen Eigenschaften geboren wurden: hohe Stirn, blaue Augen, blonde Haare.

Der vollständige Name der Organisation lautete: «Lebensborn e. V.», eine Unterabteilung der SS, die ihrerseits am stärksten und hemmungslosesten im Nazistaat den Rassismus propagierte.

Der Lebensborn e. V. wurde 1935 gegründet, als Konkurrenz zu

anderen deutschen Organisationen mit ähnlicher Zielsetzung: sich um Mutter und Kind zu kümmern, für die Rekrutierung der «richtigen» Menschensorte für das kommende «Grossdeutsche Reich» zu sorgen. Die SS fand, die anderen Organisationen leisteten keine zufriedenstellende Arbeit. Sie wollte die Kontrolle über ein so wichtiges Gebiet wie die Reproduktion selber in der Hand haben – eine Kontrolle, deren Besitz zu allen Zeiten für die Machthaber ein faszinierender Gedanke war und ist.

Das Wort «Lebensborn» wurde von Rassenideologen geschaffen, die wohl hofften, mit diesem Wort gute, positive Assoziationen zu vermitteln, ohne allzuviel über die Zielsetzungen zu verraten.

Nach dem Krieg wurde diese Organisation auch als «Todesborn» bezeichnet – aus Gründen, die immer klarer wurden, je besser die Alliierten das Vorgehen der Deutschen in den besetzten Ländern belegen konnten: «Nicht wertvolle Kinder» erlitten in der Obhut der Organisation oft ein grausames Schicksal. Bestenfalls wurden sie vernachlässigt und ihrem eigenen zufälligen Los überlassen – schlimmstenfalls musste sie den im Laufe der Zeit so vielbegangenen Weg in die Gaskammern antreten.

SS-Chef Heinrich Himmler engagierte sich sehr stark im Lebensborn und formulierte selber dessen Motto: «Heilig soll uns sein jede Mutter guten Blutes.» In den Jahren vor Ausbruch des Krieges entwickelte die SS ein präzises und zynisches System, um die Rassenreinheit von Mutter und Kind festzustellen, mit Familienregistern und sinnreichen Messapparaten für Kopfgrösse und -form. Sie richteten Mutter-Kind-Heime in Deutschland ein, in denen Frauen ihre Kinder zur Welt bringen konnten. «Schenk dem Führer ein Kind!» war eine der Parolen von Lebensborn. Das führte zu der Behauptung, die Lebensbornheime in Deutschland seien «Zuchtstätten», wo Frauen mit nordischem Aussehen sich mehr oder minder freiwillig von deutschen Soldaten schwängern liessen. Diese Behauptung ist jedoch nie belegt worden, und die meisten Kriegshistoriker halten sie für unbegründet. Es wurde auch behauptet, dass Frauen mit «gutem Blut» die Kinder weggenommen wurden, entweder gegen finanzielle Entschädigung oder durch

reinen Zwang. Auf diese Weise wollte Lebensborn sich die Kontrolle über Erziehung und Entwicklung der Kinder sichern. Das kann stimmen. Es kann aber auch zu den unzähligen Gerüchten hören, die die gegnerischen Seiten im Krieg ausstreuten, um die anderen in das schiechtestmögliche Licht zu stellen. Auf jeden Fall steht völlig ausser Zweifel, dass Lebensborn zu allen erdenklichen Mitteln greifen konnte, um seine Ziele zu erreichen. SS-Reichsführer Heinrich Himmler: «Ich habe wirklich die Absicht, germanisches Blut zu stehlen und zu rauben, wo ich kann.» Die Organisation beschaffte Erziehungsgeld und Arbeit vor allem für deutsche Frauen, die von SS-Mitgliedern Kinder bekamen. Lebensborn hatte sich bis Kriegsausbruch eine feste Stellung geschaffen. Und als die deutsche Kriegsmaschinerie Europa überrollte, war die Organisation bereit, die Resultate der intimen Verbindungen von Soldaten und einheimischer Bevölkerung aufzufangen.

Die Deutschen legten in ihrem Bestreben, «rassisch und erbbiologisch wertvolle Kinder» zu züchten, alle moralischen Vorbehalte gegen aussereheliche Verbindungen ab. In Norwegen forderten sie zu solchen Verbindungen geradezu auf.

«Es ist unbedingt wünschenswert, dass die deutschen Soldaten mit norwegischen Frauen so viele Kinder wie möglich zeugen, egal, ob ehelich oder ausserehelich», steht in einem Rundschreiben mit dem Kopf «SS für Gross-Deutschland – mit Schwert und Wiege». Ausgesandt wurde dieses Schreiben vom Büro des SS-Generals Wilhelm Reddies als Teil einer Schriftenserie, die für den internen Gebrauch innerhalb der Organisation bestimmt war. Dieser Schriftenreihe entnehmen wir, dass die Durchschnittsdeutschen durch ihre Gesichtsbücher von Norwegen das Bild eines Landes voller kühner und moralisch kraftvoller Menschen hatten. Das Norwegen, dem die Deutschen 1940 begegneten, war nach ihrer Ansicht ein Land, in dem vor allem die Jugend von Unmoral, Nikotin und Alkohol zerrüttet war. Ein moralischer Slum, in dem die Deutschen Ordnung schaffen wollten. Denn in deutschen Augen waren die Norweger trotz allem in höchstem Grade ein nordisches Volk, wenn auch hinfällig und dekadent – und als solches war das norwegische Volk eine besonders gute Rekrutierungsquelle für

das «neue» Deutschland. Es wurde auf die heroischen Wikinger und die wagemutigen und tapferen Entdeckungsreisenden hingewiesen, die garantierten, dass auch durch die Adern, die im Moment vom Sittenverfall besudelt waren, das reine Blut strömte.

Für die Besatzer war es deshalb von grosser Bedeutung, «das norwegische Volk wieder zu einem nordischen Volk in unserer Bedeutung des Wortes» zu machen, wie zu lesen steht.

Und dieser eher erzieherischen, pädagogischen Kriegsführung sollte Lebensborn sich annehmen. Lebensborn sollte dafür sorgen, dass in den kommenden Generationen das deutsche Blut reichhaltig durch die Adern strömen konnte.

Lebensborn sollte sich um Mutter und Kind kümmern.

In Norwegen erfüllte man diese Aufgabe sehr gewissenhaft. Bei Kriegsende waren in Norwegen etwa 9'000 Kinder mit deutschem Vater und norwegischer Mutter registriert. 9'000 Kriegskinder. Deutschenkinder.

Turid war also eines von vielen, vermutlich unerwünschten Ergebnissen eines Geschlechtsverkehrs zwischen deutschen Soldaten und norwegischen Frauen. Und da ihre Mutter sich ausserstande sah, sie selber zu behalten, wurde Turid bereits als Säugling Lebensborn überlassen. Die allermeisten Norwegerinnen, die von deutschen Soldaten schwanger waren, behielten ihre Kinder. Meistens bedeutete das, dass sie Hass und Verachtung durch Nachbarn und Familie ausgesetzt waren, die sich darüber empörten, dass diese Frauen sich dem Feind im wahrsten Sinne des Wortes hingaben, während das Land von einer überwältigenden Kriegsmacht unterdrückt wurde. Sie hatten zwei der wichtigsten moralischen Regeln gebrochen, die in unserer Gesellschaft für Frauen gelten: Sie hatten, ohne verheiratet zu sein, Kinder bekommen und mit dem Feind sexuellen Umgang gehabt. Viele von ihnen wurden von zu Hause fortgejagt. Und viele wünschten sich sicher auch, von zu Hause wegzukommen. Die Buschtrommel und die norwegischen Nazibehörden sorgten dafür, dass schwangere Norwegerinnen bald erfuhren, wo sie Hilfe bekommen konnten. Die norwegischen Behörden des Heimatortes, Ärzte oder Freundinnen konnten die be-

troffenen Frauen auf Lebensborn hinweisen. Und recht oft war es der deutsche Kindesvater selber, der die Frau auf diese Organisation aufmerksam machte.

In der übrigen norwegischen Bevölkerung war Lebensborn kaum bekannt. Einige wussten zwar, dass es deutsche Kinderheime und Häuser gab, wo Kinder deutscher Soldaten geboren wurden, aber mehr wussten sie zumeist auch nicht. Oder wollten nicht mehr wissen.

Das Angebot von Lebensborn traf bei den schwangeren norwegischen Frauen nicht auf taube Ohren. Nur wenige von ihnen hatten politische Verbindungen zur Nazi-Bewegung. Aber die Lebensbornbüros waren oft der einzige Ort, wo ihnen Hilfe angeboten wurde, wenn das Resultat ihres Feindkontaktes zu offensichtlich wurde.

Diese Frauen dachten wohl kaum daran, dass sie damit Teil der Pläne für das grossdeutsche Reich wurden. Und in Norwegen war jedenfalls niemals die Rede von organisierter Kinderzucht. Die Kriegskinder wurden auf dieselbe Weise wie alle anderen Kinder empfangen, als Resultat kürzerer oder längerer Liebesbeziehungen, so wie Kriegskinder in allen Ländern mit fremden Soldaten empfangen wurden. Kriegs- und Besatzungsmächte haben zu allen Zeiten in Form von Kindern ihre Visitenkarten hinterlassen.

Das besondere – und das erschreckende – am deutschen Lebensbornprogramm war, dass sie versuchten, diese Fruchtbarkeit in ein System zu bringen – in ihr System. Denn die Deutschen betrachteten die Kriegskinder als ihre Verantwortung – oft sogar als ihr Eigentum. Sie legten grossen Wert darauf, die Vaterschaft festzustellen, um die ganze Zeit Kontrolle darüber zu haben, welchen Babys die «Ehre» zuteil werden sollte, ein Kind des grossdeutschen Reiches zu sein. Das deutsche Militärgericht behandelte Vaterschaftsklagen, und fast immer erhielt es eine freiwillige Anerkennung der Vaterschaft durch den deutschen Soldaten, der als Vater angegeben worden war.

Die norwegischen Kinder waren dem deutschen Nazistaat willkommen. Als nordische Kinder galten sie als reiner Nettogewinn für die Ausbreitung der arischen Rasse. Kindern von norwegischen Müttern wurden zumeist die brutalen und strengen erbbiologischen Unter-

suchungen erspart, denen Kriegskinder z.B. in Frankreich, Polen und der Tschechoslowakei ausgesetzt waren. Das norwegische Blut war per se für die Rassenhygieniker in Deutschland rein genug.

Lebensborn hatte die alleinige Entscheidungsgewalt in Fragen, die mit den Kindern deutscher Soldaten in Norwegen zu tun hatten. Das lag wohl vor allem daran, dass die deutschen Behörden in Norwegen stark an der SS orientiert waren. Deshalb erlangte Lebensborn hier grössere Bedeutung als in irgendeinem anderen besetzten Land, wo sich entweder die noch existierenden einheimischen Behörden um diese Kinder kümmerten oder andere, ihnen entsprechende deutsche Organisationen, die von anderen Gruppen im deutschen Nazistaat geleitet wurden.

Schon neun Monate nach Beginn der Besetzung Norwegens wurde das erste Kind mit norwegischer Mutter und deutschem Vater geboren. Im Frühjahr 1941 wurde die norwegische Abteilung von Lebensborn eingerichtet, mit Zentralbüro in Oslo und Aussenstellen in Bergen und Trondheim. Recht bald verfügte die Abteilung Lebensborn über etliche Wochen-, Mütter- und Kinderheime im ganzen Land, alle unter deutscher Leitung und mit deutschem Personal. Moldegård bei Bergen war eines, Stalheim in Hardanger ein anderes. Es gab Lebensbornheime in Geilo, in Klekken, in Hurdal und in Bærum, wo Godthaab lag, das grösste deutsche Kinderheim.

In den Mütterheimen konnten die Norwegerinnen, die das Kind eines Deutschen erwarteten, die letzten Schwangerschaftswochen verbringen. Dort erhielten sie Unterricht in Kochen und in Kinderpflege, eine Einführung in die deutsche «Weltanschauung» sowie Sprachunterricht. Wenn die Geburt näherrückte, wurden sie in die Wochenheime überführt, um unter deutscher ärztlicher Kontrolle ihre Kinder auf die Welt zu bringen.

Mütter und Kinder konnten noch sechs Wochen nach der Geburt im Mütterheim wohnen. Wenn die Mutter dann mit ihrem Kind eine Wohnung hatte oder zu ihrer Familie zog, konnte Lebensborn in regelmässigen Abständen jemanden zu ihr schicken, um zu kontrollieren, wie das Kind heranwuchs. Ausserdem erhielt sie pro Monat ein festes

Kindergeld – Gelder, die die Deutschen aus dem beschlagnahmten Vermögen der Bank von Norwegen bestritten.

Lebensborn brachte auch die Formalitäten in Ordnung, wenn die Norwegerin und der deutsche Soldat heiraten wollten, aber das kam nicht oft vor. Im Laufe des Krieges heirateten etwa 400 Norwegerinnen deutsche Soldaten, und die Trauungen wurden zumeist in Deutschland vorgenommen.

Wenn die Frauen ihr Kind nicht behalten wollten – oder konnten –, vermittelten die Deutschen eine Adoption, und die Kinder wurden vorübergehend in Kinderheimen untergebracht. Dort wurden die Kinder nach deutschen Prinzipien erzogen. Sie mussten sich an eine harte Disziplin gewöhnen, durften nur Deutsch sprechen und lernten deutsche Kinderlieder und -verse.

Wenn die Mutter die Verzichtserklärung für ihr Kind unterschrieb, erklärte sie damit automatisch, dass das Kind zur Adoption nach Deutschland geschickt werden durfte. Vieles weist daraufhin, dass die Frauen das nicht wussten, sondern glaubten, ihr Kind würde in eine norwegische Adoptivfamilie kommen. Es ist auch möglich, dass sie es nicht wissen *wollten*. Es gibt Situationen im Leben, in denen niemand gern zu viele Fragen stellt.

«Seit 40 Jahren hat es mich jeden Tag verfolgt», berichtet eine dieser Frauen. Sie hat ihr neugeborenes Kind weggegeben und es nie mehr wieder gesehen. «Scham und Schuldgefühl haben mein Leben zu einem Alptraum gemacht. Aber damals konnte ich einfach nicht anders handeln – ich sah keinen anderen Ausweg. Ich schäme mich jetzt, aber damals habe ich mich auch schrecklich geschämt – und war gleichzeitig völlig gelähmt. Mein Schuldgefühl wird auch nicht verschwinden, so lange ich lebe. . . Ich war so jung. . .

Scham und Schande.

Ein wenig tröstlicher Ausgangspunkt für 9'000 neue Menschenleben. Scham und Schande haben in den Seelen von vielen unter ihnen ihre Narben hinterlassen. Scham und Schande liegen wie ein konstanter Schatten über ihrer Vergangenheit. Über ihrer Identität.

Wie bei Turid.



Gymnastische Unterweisung im Lebensborn



Gymnastische Übungen in der «Bräuteschule» des Lebensborn auf der Insel Schwanenwerder in Berlin



Die von der SS auf der Insel Schwanenwerder/Berlin eingerichtete «Bräuteschule» des Lebensborn sollte junge Frauen auf die Ehe vorbereiten.

12/10

Des Reichsführers **SS**

Berlin, den 28. Oktober 1939

und
Chef der Deutschen Polizei
im Reichsministerium des Innern



SS-Befehl **für die gesamte SS und Polizei**

Jeder Krieg ist ein Abrieb des besten Blutes. Mancher Sieg der Waffen war für ein Volk zugleich eine vernichtende Niederlage seiner Lebenskraft und seines Blutes. Herbel ist der leider notwendige Tod der besten Männer, so betrauernswert er ist, noch das Schlimmste. Viel schlimmer ist das Fehlen der während des Krieges von den Lebenden und der nach dem Krieg von den Toten nicht gezugten Kinder.

Die alte Weisheit, daß nur der ruhig sterben kann, der Söhne und Kinder hat, muß in diesem Kriege gerade für die Schutzstaffel wieder zur Wahrheit werden. Ruhig kann der sterben, der weiß, daß seine Sippe, daß all das, was seine Ahnen und er selbst genützt und erstrebt haben, in den Kindern seine Fortsetzung findet. Das größte Geschenk für die Witwe eines Gefallenen ist immer das Kind des Mannes, den sie geliebt hat.

Über die Grenzen vielleicht sonst notwendiger bürgerlicher Besorgnis und Erwahnheiten hinaus wird es auch außerhalb der SS für deutsche Frauen und Mütter guten Blutes eine hohe Aufgabe sein können, nicht aus Leichtsinne, sondern in tiefstem stillen Ernst Mütter der Kinder ins Feld ziehender Soldaten zu werden, von denen das Schicksal allein weiß, ob sie heimkehren oder für Deutschland fallen.

Auch für die Männer und Frauen, deren Plag durch den Befehl des Staates in der Heimat ist, gilt gerade in dieser Zeit die heilige Verpflichtung, wiederum Väter und Mütter von Kindern zu werden.

Niemals wollen wir vergessen, daß der Sieg des Schwertes und das vergossene Blut unserer Soldaten ohne Sinn wären, wenn nicht der Sieg des Kindes und das Besetzen des neuen Bodens folgen würden.

Im vergangenen Kriege hat mancher Soldat aus Verantwortungsbewußtsein, um seine Frau, wenn sie wieder ein Kind mehr hatte, nicht nach seinem Tode in Sorgen und Not zurücklassen zu müssen, sich entschlossen, während des Krieges keine weiteren Kinder zu erzeugen. Diese Bedenken und Besorgnisse braucht Ihr SS-Männer nicht zu haben; sie sind durch folgende Regelung beseitigt:

1. Für alle ehelichen und unehelichen Kinder guten Blutes, deren Väter im Kriege gefallen sind, übernehmen besonders, von mir persönlich beauftragt im Namen des Reichsführers **SS** die Vormundschaft. Wir stellen uns zu diesen Müttern und werden menschlich die Erziehung und materiell die Sorge für das Großwerden dieser Kinder bis zu ihrer Volljährigkeit übernehmen, so daß keine Mutter und Witwe aus Not Klammernisse haben muß.
2. Für alle während des Krieges erzeugten Kinder ehelicher und unehelicher Art wird die Schutzstaffel während des Krieges für die werdenden Mütter und für die Kinder, wenn Not oder Bedenken vorhanden ist, sorgen. Nach dem Kriege wird die Schutzstaffel, wenn die Väter zurückkehren, auf begründeten Antrag des einzelnen wirtschaftlich zusätzliche Hilfe in großzügiger Form gewähren.

SS-Männer

und Ihre Mütter dieser von Deutschland erhofften Kinder

zeigt, daß Ihr im Glauben an den Führer und im Willen zum ewigen Leben unseres Blutes und Volkes ebenso tapfer, wie Ihr für Deutschland zu kämpfen und zu sterben versteht, das Leben für Deutschland weiterzugeben willens seid!

Der Reichsführer **SS**

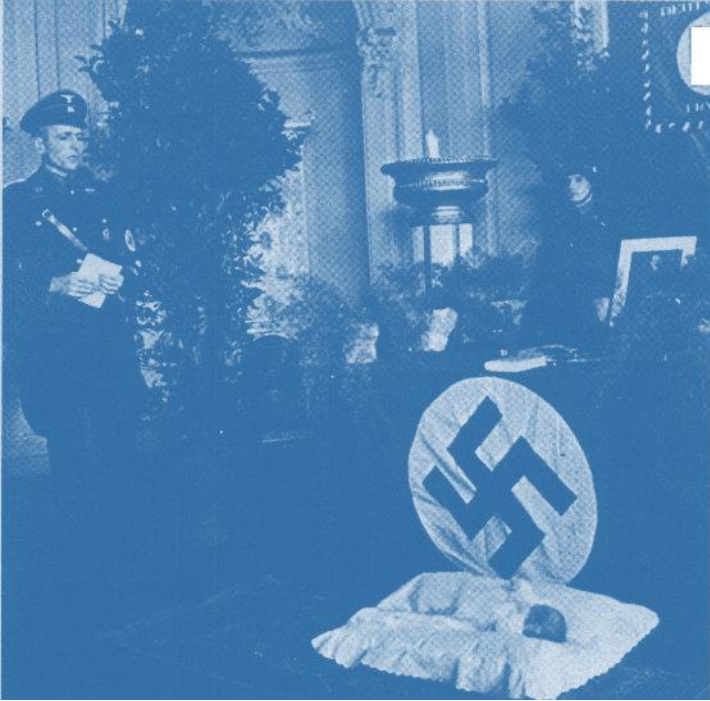
(ITS Arolsen)



Heinrich Himmler, Reichsführer der SS, begrüsst Mädchen und junge Frauen, vermutlich in einem Lebensborn-Heim.



Lebensborn-Heim in Oberbayern



Die Taufe eines Lebensborn-Kindes



Kinder in einem Lebensborn-Heim



DEUTSCHES
REICH



Das Stalheim Turisthotell in Norwegen wurde von Lebensborn als Wochenheim benutzt.

III

Die Reise in die Vergangenheit

Der Lesesaal

Turid sitzt seit drei Stunden im Lesesaal des Staatsarchivs und hat nichts von dem gehört oder gesehen, was um sie herum vor sich geht. Sie liest Dokumente in norwegischer, englischer und deutscher Sprache, sie kämpft sich durch Berichte und Notizen über ein kleines Mädchen, das zu einem «Fall» geworden ist. Der Inhalt dieser Papiere umschliesst sie, verschluckt sie, führt sie in ein Schicksal, das auf unbegreifliche Weise ihr eigenes ist. Sie hat das Gefühl, auf einem Aussichtsturm zu stehen und auf die Aktivität um das Kind Turid/Elke hinabzublicken. Und kein Geräusch dringt zu ihr durch. Sie hört nur Kinderweinen. Und spürt die Angst.

Sie liest über ein kleines Kind, das wie ein Paket hin- und hertransportiert wird. Über eine Kleine, die nie gefragt worden ist, was *sie* will. Denn nirgendwo steht, was dieses kleine Mädchen gesagt hat. Was sie gefühlt hat. Wie ihr zumute gewesen ist.

Turid glaubt plötzlich, die falsche Brille aufgesetzt zu haben. Die Buchstaben verschwimmen.

Aber es ist die richtige Brille. Sie nimmt ihr Taschentuch, wischt sich die Augen und putzt sich die Nase. Dabei macht sie ein Geräusch, das in dem grossen Saal widerhallt und sie errötet wie ein Schulmädchen, als sie den Kopf wieder über ihre Papiere beugt.

Im Staatsarchiv herrscht eine geschäftige Stille. Ein Sausen von raschelnden Papieren, von Mikrofilmen, die über einen Bildschirm jagen und angehalten werden, ein geheimnisvolles Flüstern, wenn ein Familienforscher in grauer Jacke die Aufsicht um neue Dokumente bittet und ein anderer die ausgeliehenen Papiere zurückbringt. Jemand trampelt in unpassenden Schuhen mit harten Absätzen durch die Tür.

Das Licht der Rezeption bildet helle Streifen auf dem Boden, wenn die Türen geöffnet werden, um jemanden herein- oder herauszulassen.

Turid sitzt an einem Lesesaaltisch und setzt die Teile des Puzzlespiels zusammen, das ihr ein Bild ihrer frühen Kindheit vermittelt. Einige Auskünfte fehlen, zum Beispiel, wie alt sie war, als sie nach Deutschland geschickt wurde. Aber in groben Zügen steht ihre Geschichte:

Turids Mutter hat bereits kurz nach der Geburt auf ihr Kind verzichtet. Danach war Turid in deutschem Gewahrsam, bei der Abteilung Lebensborn, in einem ihrer Kinderheime in Südnorwegen. Mit einigen Monaten, das genaue Alter geht aus den Papieren nicht hervor, wurde Turid für «würdig» befunden, von Deutschen adoptiert zu werden, und sie wurde mit einigen anderen norwegischen Kindern deutscher Väter nach Deutschland geschickt. Die meisten anderen Kinder waren Jungen, da die meisten Familien lieber Jungen wollten. Während der Reise kümmerten sich deutsche Pflegerinnen um die Kinder. Die Reise führte nach Koren-Sahlis in Sachsen, in das Kinderheim Sonnenwiese, eines der grössten deutschen Lebensbornheime. Dort blieb sie bis Oktober 1944.

Kurz nach ihrem 2. Geburtstag wurde sie vom Ehepaar Bernhard und Hildegard Schneider aus München geholt, das bereits einen neunjährigen Sohn hatte. Eine kleine Tochter war als Säugling gestorben. Ein Mädchen, das sie in Pflege gehabt hatten, wurde nach einem Jahr von ihrer Mutter geholt. Frau Schneider hatte mehrere Früh- und Totgeburten hinter sich und glaubte, keine Kinder mehr bekommen zu können. Das Ehepaar Schneider nahm Turid als Tochter an. Sie gaben ihr den Namen Elke – Elke Schneider. Turid-Elke war zwei Jahre alt, hatte blonde Haare und blaue Augen. Einige Monate später bekam Hildegard wider Erwarten doch noch ein Kind – einen Jungen. Er war im Frühling 1945 erst drei Monate alt, als die alliierten Truppen in München einmarschierten und die Familie fliehen musste. Den Papieren zufolge wurde die Familie auf der Flucht getrennt. Bernhard Schneider wurde ein Jahr später in Hamburg gemeldet, während Hildegard und die Kinder im Frühjahr 1946 auf einem Bahnhof in Mittel-

Deutschland auftauchen, zusammen mit anderen deutschen Flüchtlingsfamilien. Sie liessen sich in einem leerstehenden Mühlhaus auf einem Bauernhof nieder, wo Bernhard im Sommer 1946 zu ihnen stiess. Die Familie war im Mühlhaus von Sottrum wieder vereint. Die genaue Adresse ihres Wohnortes ist unsicher, in den Papieren tauchen drei verschiedene Namen auf.

Dort wohnte die Familie bis zum Februar 1948, als Turid von Vertretern einer alliierten Hilfsorganisation geholt wurde, entweder der UNRRA, der IRO oder dem internationalen Roten Kreuz. UNRRA war die Hilfs- und Wiederaufbau-Verwaltung der Vereinten Nationen, IRO die internationale Flüchtlingsorganisation, ebenfalls eine UN-Einrichtung.

Aus dem Mühlhaus von Sottrum wurde Turid in ein Kinderheim gebracht, vermutlich in einem Ort namens Auermühle. Eins der Papiere ist dort gestempelt, allerdings werden auch Celle, Uelzen und Bodenteich erwähnt. Jedenfalls scheint sie fünf Monate dort gewesen zu sein – bis zum 28. Juni 1948. Dann wurde sie nach Norwegen gebracht, wo sie am 2. Juli eintraf.

Zu diesem Zeitpunkt war sie seit zehn Monaten gesucht worden. Die Suche war intensiv und effektiv. Unzählige Dokumente, Anfragen, Briefe und Bescheinigungen sind zwischen Norwegen und Deutschland hin und her und kreuz und quer durch Deutschland gereist. Aus den Papieren geht nicht hervor, wer die Initiative zu diesen Nachforschungen ergriffen hatte. Später taucht eine Kopie eines Parlamentsbeschlusses vom November 1947 auf, dort heisst es:

«Auf Ersuchen der alliierten Behörden hat die Regierung beschlossen, aussereheliche Kinder mit norwegischer Mutter und deutschem Vater, die während der Besatzungszeit nach Deutschland geschickt worden sind und die dort nicht ausreichend versorgt werden, nach Norwegen zurückzuholen.»

Die Angelegenheit war offensichtlich schon früher behandelt worden, denn die ersten Papiere in Turids Stapel sind mit Juli 1947 datiert. Zu diesem Zeitpunkt scheint die internationale Flüchtlingsorganisation der Vereinten Nationen, IRO, vom norwegischen Roten Kreuz eine

Liste mit Namen mehrerer norwegischer Kinder erhalten zu haben, die die norwegischen Behörden in Deutschland ausfindig machen wollten.

Schon zur Zeit des alliierten Einmarsches in München scheint ein deutsches Unterarchiv unter den nachgelassenen Papieren der Nazis aufgetaucht zu sein. Dort standen die Namen von Kindern aus verschiedenen besetzten Ländern – unter ihnen viele norwegische. Sie waren mit ihren eigenen Namen, den Namen der Mutter, ihrer Nationalität und anderen Angaben über ihre Person dort aufgeführt – und mit den deutschen Namen, die sie in ihrem neuen Heimatland tragen sollten. Dort stand auch, welche Kinder bei deutschen Familien in Pflege waren, sowie Name und Adresse dieser Familien.

Es handelte sich dabei ganz offenbar um die Kinder, von denen der alliierte Nachrichtendienst schon während des Krieges berichtet hatte. Um Kinder, die ihren biologischen Eltern in ihrem Heimatland oder im Konzentrationslager fortgenommen worden waren, und um Kinder, über die die Deutschen durch die SS-Organisation das Verfügungsrecht hatten. Um Kinder, die wegen ihres «nordischen» Aussehens oder ihres «erbbiologischen Wertes» ausgesucht worden waren. Einige Kinder waren bei Kriegsende noch in Kinderheimen, andere waren deutschen Familien zur Adoption überlassen worden. Einige der deutschen Adoptiveltern standen auf den alliierten Listen über mutmassliche Kriegsverbrecher. SS und Lebensborn hatten nämlich beschlossen, die rassistisch «wertvollen» Kinder in erster Linie ihren eigenen kinderlosen Mitgliedern zu überlassen, um sicherzustellen, dass sie in der «rechten nationalen Gesinnung» erzogen würden. Im Laufe der Zeit scheinen sie von diesem Prinzip etwas abgewichen zu sein, so dass einige Kinder zu Familien mit wenig oder keinem Zusammenhang mit der Nazibewegung kamen, die Lebensborn einfach wie eine reguläre Adoptionsvermittlung benutzt hatten.

Aber die Kinder waren ein Teil der Rassenpolitik des Nazistaates, und die Alliierten betrachteten sie als Opfer der deutschen Übergriffe auf die besetzten Länder. Ausserdem war ein Teil dieser Kinder nicht ausreichend versorgt worden – in einigen Kinderheimen waren die

Kinder sich selber überlassen worden, nachdem das deutsche Personal geflohen war. Dadurch fiel die Verantwortung für die Kinder ihren jeweiligen Heimatländern zu, die aufgefordert wurden, sie nach Hause zu holen.

Die UNRRA sollte die Heimkehr der ausländischen Kinder organisieren. Diese internationale Organisation hatte auch die Aufgabe, Lebensmittel und andere notwendige Güter für alle zu besorgen, die durch die Naziherrschaft in Not geraten waren. Später wurde die Verantwortung für die Suche nach den Kindern der IRO, der internationalen Flüchtlingsorganisation der UNO, überlassen.

Die Aufforderung durch die Alliierten erreichte Norwegen schon kurz nach dem Krieg, die norwegischen Behörden behandelten aber die Angelegenheit erst 1947 nach mehrfacher Aufforderung.

Der erste Schritt bestand darin, die norwegischen Mütter zu fragen, ob ihre Kinder nach Norwegen zurückgebracht werden sollten. Diese Anfrage kam im Grunde einer Aufforderung gleich, da betont wurde, dass die Kinder in Deutschland Not litten. Wahrscheinlich erfuhren einige Mütter erst durch diese Anfrage, dass ihre Kinder während des Krieges nach Deutschland gebracht worden waren. Und natürlich beantworteten die meisten die Anfrage positiv. Wie wenig eine Mutter sich ihr Kind auch gewünscht haben mochte: dass es in Deutschland Not litt, konnte sie denn doch nicht ertragen. «Holt das Kind heim!»

Die Parlamentsprotokolle vom November 1947 belegen, dass die norwegischen Behörden nicht genau wussten, wieviele norwegische Kinder sich zu diesem Zeitpunkt in Deutschland befanden. Es ist die Rede von etwa 150 Kindern, bei denen Namen und Adressen vorliegen, sowie über rund 100 Kinder, über deren Verbleib nichts bekannt ist. Es wird beschlossen, die Kinder wenn möglich aufzuspüren und heimzubringen. Ausserdem wird beschlossen, für diese Kinder in Norwegen ein Übergangsheim einzurichten, wo sie bleiben können, bis ihre Mütter sie holen. Die Kosten der Rückführung sollen vom Staat und von der norwegischen Familie des Kindes übernommen werden.

Aus den Dokumenten des Staatsarchivs geht hervor, dass das norwegische Rote Kreuz schon im Juli 1947 wusste, dass Turid bei Familie

Schneider war. Die Adresse in München war bekannt, der derzeitige Aufenthaltsort jedoch nicht. Die IRO schickte damals folgenden Brief an das norwegische Rote Kreuz: «Die folgenden Auskünfte wurden beim deutschen Einwohnermeldeamt in München und Mr. Granger, Special Branch, eingeholt. Am 14.10.1944 kam Bernhard Schneider mit seiner Frau, seinen Kindern und dem norwegischen Kind Turid in München an. Am 24.10.1944 wurde das Kind als norwegisches Kind, das bei Familie Schneider in der Margarethenstrasse in Pullach wohnt, beim Einwohnermeldeamt registriert. Vorher war es in Kohren-Sahlis in Sachsen gewesen. Wie die Familie Schneider an dieses Kind gekommen ist, wissen wir nicht.

Im April 1945, als sich die alliierten Truppen Pullach näherten, verliess die Familie München überstürzt und mit unbekanntem Ziel. Vermutlich haben sie das Kind mitgenommen, es gibt jedenfalls keine weiteren Auskünfte. Den Archiven des Special Branch zufolge war Mr. Schneider von 1942-44 bei der Wehrmacht. Zum jetzigen Zeitpunkt befindet er sich vermutlich in Hamburg. Vielleicht wohnt er dort bei seinem Bruder oder ist von den britischen Behörden festgenommen worden.

Seine Frau Hildegard ist zuletzt in Post Holle, Kreis Marienburg gemeldet gewesen. Wir haben festgestellt, dass es einen Ort Marienburg in Ostpreussen, sowjetische Zone, gibt. Unseren Auskünften zufolge hält Frau Schneider sich jedoch in der britischen Zone auf.»

Der Bericht ist vom Nachforschungsoffizier der IRO in München unterzeichnet. Die IRO hat also in der amerikanischen, der britischen und der sowjetischen Zone Nachforschungen betrieben, da nicht klar war, wohin sich die Familie nach der Flucht aus München im Frühjahr 1945 gewandt hatte.

Im Nachhinein erscheint es beeindruckend, wie effektiv die Nachforschungen in Deutschland trotz der Aufteilung in Zonen und der chaotischen, unübersichtlichen Verhältnisse gewesen sind. Und Turid war schliesslich nur eins von vielen Hunderten von Kindern aus mehreren Nationen, nach denen gesucht wurde. Bei den Nachforschungen wurden viele Mittel angewandt. Unter anderem wurden die Namen

der gesuchten Kinder in den Zeitungen veröffentlicht, verbunden mit der Aufforderung an die Pflegeeltern, sich zu melden.

Am 24. Januar 1948 wurde bestätigt, dass Familie Schneider in Sottrum südlich von Hannover wohnte, und am 30. Januar sendet der Kinderschutzbevollmächtigte von Niedersachsen folgenden Brief an die IRO:

«Aufgrund der eingegangenen Informationen ist es uns nun gelungen, das norwegische Kind Turid ausfindig zu machen.

Frau Hildegard Schneider ist am 22.4.1946 mit einem Flüchtlingstransport hier eingetroffen. Sie hatte drei Kinder bei sich, die sie als ihre eigenen ausgab. Eines der Kinder ist jedoch das norwegische Kind Turid, das hier als Elke Schneider gemeldet wurde.

Familie Schneider ist mit anderen Flüchtlingen auf einem grossen Hof einquartiert. Bernhard Schneider (er ist im Mai 1946 zu seiner Familie gestossen) stellt Holzspielzeug her. Die Familie geniesst einen guten Ruf im Dorf.»

Der Kinderschutzbevollmächtigte weist darauf hin, dass es dem Kind gutzugehen scheint und dass es ausreichend versorgt wird, obwohl die Wohnverhältnisse schlecht sind. Der örtliche norwegische IRO-Vertreter bezieht sich auf die Aussage des Kinderschutzbundes und empfiehlt die Rückführung – d. h. die Rückkehr nach Norwegen. Turid wird in Sottrum abgeholt und in ein Kinderheim gebracht, das die Alliierten in Auermühle, Bodenteich oder Uelzen nördlich von Hannover eingerichtet haben. Der Ordner, durch den Turid sich im Staatsarchiv hindurchblättert, strotzt nur so von Papieren mit Stempeln und norwegischem, englischem und deutschem Text. Hier liegt auch eine Kopie eines Verhörs, ebenfalls aus dem Januar 1948, wo Hildegard Schneider erklärt, wie Turid zu ihnen gekommen ist.

«Wir waren schon viele Jahre verheiratet und hatten nur ein Kind. Wir rechneten nicht mehr mit eigenen Kindern, deshalb nahmen wir ein kleines deutsches Mädchen als Pflegekind auf. Sie war ein Jahr bei uns, dann wollte die Mutter sie wieder haben.

Eine Freundin half uns bei einem Antrag auf Vermittlung eines Adoptivkindes durch Lebensborn. Kurz nachdem wir im Oktober

1944 nach München gekommen waren, wurde Turid zu uns gebracht. Uns wurde versichert, dass ihre Eltern tot seien und dass wir sie mit unserem Namen anmelden könnten. Wir haben sie nicht formell adoptiert. Sehr unerwartet bekamen wir vor drei Jahren doch noch ein eigenes Kind, aber wir möchten Turid sehr gern behalten, weil wir sie sehr lieben.»

Das Papier ist gelb und spröde zwischen Turids Händen. Sie liest es noch einmal. Und plötzlich glaubt sie, diese Worte direkt aus Hildegards Mund, die Stimme der Frau hören zu können, die sie fast vier Jahre lang Mutti genannt haben muss.

Aber noch immer erinnert sie sich an nichts.

Ein Papier vom 28. Juni 1948 belegt, dass ein Arzt Turid untersucht und für «fit for travel» befunden hat – imstande, die Busreise durch Deutschland und Dänemark nach Norwegen zu überstehen. Sie kommt am 2. Juli in Norwegen an.

Turid findet in den Papieren immer neue Schätze:

Kleiderliste für Turid (Elke)

1 Jacke	3 Sommerkleider
1 Winterhose	2 Röcke
1 Mütze	1 gestricktes Unterhemd
1 Schal	2 Leibchen
1 P. Schuhe	4 Unterhemden
1 P. Handschuhe	3 Unterhosen
1 P. Pantoffeln	1 Schlafanzug
2 P. Strümpfe	2 Nachthemden
2 P. Socken	2 Schürzen
1 Pullover	1 Waschlappen und Seife
1 Strickjacke	1 Zahnbürste und Zahnpasta
2 Winterkleider	1 Decke

unterschrieben Auermühle, 28.6.48

Fürwahr, eine gutausgerüstete kleine Dame! «Das ist ja mehr, als ich heute mitnehme, wenn ich verreise! «

«Aber über mein Bein steht hier nichts!» Sie sucht wieder in den Papieren und zieht die ärztlichen Bescheinigungen heraus. Es gibt drei davon. Aber niemandem scheint das defekte Bein aufgefallen zu sein.

«Thorax – hat das nicht mit den Lungen zu tun? Ja, ja, jedenfalls haben sie mich für gesund genug erklärt, um nach Norwegen zu fahren. Meine Güte, mit dem Bus durch halb Europa – vielleicht ohne einen bekannten Menschen – dass ich das nicht mehr weiss? Ich muss doch eine Todesangst gehabt haben...»

Unterwegs

Die fünfjährige Turid wurde im Kinderheim von Auermühle für die lange Busreise nach Norden in das ihr fremde Heimatland zurecht gemacht. Hamburg war die erste Unterbrechung. Weitere Kinder kamen hinzu, Kinder aus einem alliierten Kinderheim in Berlin. Zusammen waren sie jetzt etwa 20 kleine Menschen, alle Kinder von norwegischen Müttern und deutschen Vätern. Sie hatten drei bis sieben Jahre in Deutschland verbracht – sie waren zwischen drei und acht Jahre alt. Turid und die anderen gehörten zu den letzten Kindern, die ausfindig gemacht und nach Norwegen zurückgebracht wurden. Die ersten Busse mit wiedergefundenen Kindern hatten Deutschland schon ein Jahr zuvor verlassen.

Die Bussitze sind feucht in der Sommerhitze. Ein Kind bekommt einen ganz besonders feuchten Hosenboden – der Bus hat lange nicht mehr angehalten, deshalb konnten die dringenden Geschäfte nicht verrichtet werden. Manche der kleineren Kinder weinen leise, weil sie so dringend müssen – und weil sie Angst haben. Die Grossen zeigen ihre Gefühle nicht – und diese Bustour, deren Ende sie nicht kennen, ist schliesslich auch ein bisschen spannend. Manche haben offene, erwartungsvolle Gesichter – andere sind verschlossen und kalt. Alle sind frisch geschoren. Lange, blonde Zöpfe und unordentliche Schöpfe lagen eine Weile auf dem Badezimmerboden im Kinderheim, dann wurden sie zusammengefeigt und in den Mülleimer geworfen. Die Kinder bekamen die nötigen Kleider und Toilettensachen, Reisepapiere, eine Art Pass, einen Beleg über ihre norwegische Staatsbürgerschaft, ärztliche Atteste und Impfscheine, und alle diese Papiere hängen in einer kleinen Tasche um den Hals jedes Kindes.

Im Bus gibt es drei Erwachsene: Zwei norwegische Begleiterinnen und den Fahrer, ein lustiger Däne, der beim Fahren singt. Plötzlich

kommt Unruhe im Bus auf. «Ich hab Durst!» Eines der grössten Kinder fuchtelte mit den Armen, um die Aufmerksamkeit der Erwachsenen auf sich zu ziehen. «Ich auch!» Bald rufen alle Kinder «Ich auch!» Plötzlich haben alle Durst, und die Erwachsenen füllen einen Becher nach dem anderen mit Wasser aus einem mitgeführten kleinen Tank. Einige Kilometer weiter muss jemand. «Ich muss auch!» ruft eine andere, und der Rest schliesst sich im Chor an: «Ich muss auch! Ich auch!»

Der Fahrer fährt bei der nächsten Tankstelle vor. Es kommt zu einem Gedränge sondergleichen, alle wollen gleichzeitig, und die Erwachsenen müssen streng für Ordnung sorgen. Zum Glück sind die Kinder an Disziplin gewöhnt und warten brav, bis die Reihe an sie kommt. Und alle müssen denn doch nicht gar so dringend, wie sich nun herausstellt.

Der Bus fährt weiter. Er hustet und grummelt. Es ist ein Vorkriegsmodell, arg gebeutelte von Krisenzeiten und fehlender Wartung. Mitten in Jütland bricht er zusammen. 20 Kinder, zwei Pflegerinnen und ein Fahrer, die in einem für den Sommer geschlossenen Kinderheim in Fredrikshavn erwartet werden, müssen ein Hotel finden. Das tut ihnen eigentlich nicht leid, bloss macht es bürokratische Probleme. Für die Kinder bedeutet der Aufenthalt im Hotel eine willkommene Abwechslung auf der langweiligen und heissen Busreise, die für viele wohl eine beängstigende Fahrt ins Unbekannte darstellt.

Am nächsten Tag ist der Bus repariert und die Reise nach Norwegen geht planmässig weiter. Vor vier Tagen haben sie Auermühle verlassen.

In Norwegen setzt der Bus sie an einem stillgelegten Pfadfinderlager in Hurum, südlich von Oslo, ab. Dort erwartet sie das Ehepaar Cecilie und John Murphy, sie bereiten den Kindern einen herzlichen Empfang. Die Gruppe der heimgesandten norwegischen Kinder aus Deutschland wohnt nun im «Übergangsheim für Kriegskinder in Norwegen».

Turid nähert sich dem Ende des Ordners. Ihre Gedanken sind ein einziges Chaos, und langsam spürt sie ihre Kopfschmerzen.

Alle Auskünfte liegen vor ihr, aber ihr Gehirn kann keine Ordnung hineinbringen. Sie sieht, dass alles von ihr handelt. Ihr Name steht auf sämtlichen Papieren. Aber alles scheint sich auf eine ihr völlig unbekannte Person zu beziehen. Alles ist so fremd – so offiziell. Ganz hinten kommen ein paar handgeschriebene Briefe. Wie ein elektrischer Stoss geht ihr auf, dass sie auf die Handschrift ihres leiblichen Grossvaters starrt.

«Ich möchte Sie bitten, meine Enkelin Turid, die sich irgendwo in Deutschland befinden soll, ausfindig zu machen. (...) Wäre dankbar, wenn Sie das Kind finden und nach Norwegen bringen könnten. Weder ich noch meine Tochter sind imstande, uns selber um das Kind zu kümmern, aber wir haben in Bergen eine gute Adoptivfamilie gefunden. Wenn möglich und vorgeschrieben, will ich gerne für Nahrung und Kleidung des Kindes sorgen.»

Der Brief ist datiert auf den 8. Oktober 1947.

Die ganze Zeit über war also klar, dass sie in Norwegen zu Femden gegeben werden sollte. In den Papieren der IRO aber steht immer wieder, dass ihre Mutter sie zurückhaben wollte.

Noch einmal fühlt Turid sich im Stich gelassen.

«Da hätten sie mich wohl da lassen können, wo ich es so gut hatte. In den Papieren steht doch ganz klar, dass ich mich wohlfühlte und bei Familie Schneider gut versorgt wurde! Und die wollten mich doch auch behalten! Wozu wollten sie mich denn nach Norwegen bringen lassen, wo sie mich gar nicht haben wollten? Und wieso nach Bergen? Da bin ich doch gar nicht hingekommen!»

Die chaotischen Gefühle drohen überzuschäumen. Sie blickt empört über den Brillenrand, auf die Journalistin, die darauf hinweist, wie schwierig die Verhältnisse nach dem Krieg in Deutschland waren, wie unübersichtlich die Lage, vor allem von Norwegen aus gesehen. Und kein Grossvater und keine Mutter mögen wohl mit ansehen, dass ihr Kind Not leidet. Sicher war alles gut gemeint. «Und du siehst doch, er will dich mit Essen und Kleidern versorgen. Vielleicht hast du alle die Kleider von ihm, und hier in Norwegen hast du es doch schliesslich auch gut gehabt, oder?»

Die Journalistin möchte, dass es für Turid ein Freudentag wird – kein Tag voll Bitterkeit und Groll.

Helge Paulsen, der Archivar, kommt und fragt, ob alles in Ordnung ist.

«Ja, es ist einfach toll, phantastisch, ganz super!» Turid kann keine Worte finden, die stark genug sind, um ihre Gefühle auszudrücken. Und sie kann das eine Gefühl bekämpfen, das um ein Haar alle anderen in den Hintergrund gedrängt hätte: Das bittere Gefühl des Verraten-seins, weil ihre biologische Mutter und deren Familie sie aus Deutschland holen liessen. Warum haben sie das getan, wo sie doch die ganze Zeit eine neue Adoption für sie planten?

Es tut gut, aus dem Lesesaal hinauszukommen – hinaus in die frische Luft und den weissen Schnee im Wald, der das Staatsarchiv umgibt. Ein einsamer Vogel hat schon früh mit seinen Locktrillern angefangen.

Kein Wunder! Die Sonne scheint, an den Südhängen schmilzt der Schnee, und Turid hat eine Vergangenheit bekommen!

Sie verlässt das Staatsarchiv mit neuem Ballast. Mit gutem, zuverlässigem Ballast. Ihr Kopf ist vollgestopft mit Daten und Namen, in die Ordnung gebracht werden müssen.

In diesem Moment ist es völlig unwesentlich, dass sie sich noch immer an nichts von dem erinnern kann, was sie damals durchgemacht haben muss. Sie hat mehr als genug zu tun, wenn sie sich alles überlegt, was sie erfahren hat.

Sie hat Namen und Geburtsdatum ihrer Mutter. Sie weiss, dass die Mutter sofort nach dem Krieg geheiratet hat, als Turid noch in Deutschland war. Jetzt kann sie ihre Mutter finden – wenn sie will. Sie hat sich noch nicht entschieden. Einerseits verspürt sie das Bedürfnis, sie zu treffen, ihr Gesicht zu sehen, ihre Stimme zu hören. Es ist wie ein Ziehen im Bauch. Andererseits empfindet sie Zorn und Bitterkeit. Bitterkeit gegenüber der Frau, die Turid erst den Deutschen überliess, und die sie dann nach Norwegen holte, um sie von anderen adoptieren zu lassen. Diese Bitterkeit ist noch nicht verdaut und lässt eine eventuelle Begegnung mit der Mutter wenig verlockend erscheinen.

Auch Namen und Geburtsdatum ihres Vaters kennt sie jetzt. Wenn er noch lebt, ist er 67. Grossvater ihrer Jungen. Sie hat sogar seine eigenhändige Unterschrift auf der Vaterschaftserklärung. Seine damalige Adresse liegt irgendwo in der heutigen DDR. Es muss sich jedenfalls feststellen lassen, ob er noch am Leben ist. Vielleicht ist er immer noch Schuster? Das war sein Beruf, als er 1939 eingezogen wurde. Da haben nun ihre Söhne einen Schuster zum Grossvater? Vielleicht hat Turid Halbgeschwister in Deutschland? Sie, die als Einzelkind aufgewachsen ist und immer von einem grossen Bruder geträumt hat, stellt sich jetzt ein Heer von Brüdern und Schwestern vor, eine grosse Familie aus nahen, aber unbekanntem Verwandten. Es ist leichter, sich den Kontakt mit dem Vater in Deutschland vorzustellen, als jenen mit der Mutter in Norwegen.

Viele Fragen sind nun beantwortet. Aber viele stehen auch noch offen. Zum Beispiel: Wann ist sie nach Deutschland geschickt worden? Wann hat sie angefangen, das eine Bein nachzuziehen? In den ärztlichen Attesten ist das Hinken nicht erwähnt, mit Ausnahme der Bescheinigung des Arztes, der sie unmittelbar vor der Adoption in Norwegen untersucht hat. Er schreibt, dass das Kind einen seltsamen Gang hat, dass aber nichts auf eine Krankheit hinweist.

Trotzdem beschäftigen sie vor allem die *neuen* Fragen, die der Besuch im Staatsarchiv aufgeworfen hat:

Wie ist es ihr in Deutschland ergangen – bei Familie Schneider? Was für Menschen haben sie zu ihrer Tochter gemacht, haben sich um sie gekümmert und sie wenige, aber sehr wichtige Kindheitsjahre gekannt? Nur sie können ihr ein Bild des Kindes Turid, das sie Elke genannt haben, vermitteln. Weder ihre Mutter noch ihr Vater können ihr dabei helfen, denn die haben ihr Kind nie gekannt. Nur Hildegard und Bernhard Schneider können ihr das sagen, was die Papiere allesamt verschweigen: Wie war ich? Wie ist es mir ergangen?

Der Nachtzug nach Åndalsnes kämpft sich über die Hochebene, die im Mondlicht hinter den verdrehten Zugfenstern liegt. Turid ist auf dem Heimweg nach Ålesund. Aber in Gedanken reist sie nach Deutschland – in ihre Kindheit.

Transitkinder

Einige Wochen später ist Turid mit dem Flugzeug unterwegs nach München, begleitet von der Journalistin. Vor 38 Jahren ist sie mit dem Bus in die entgegengesetzte Richtung gefahren. Nun sind die Informationen aus dem Staatsarchiv fast verdaut – Adressen sind genau notiert, die Reiseroute steht fest.

Am Beginn steht Pullach, München, wo sie zuerst mit Familie Schneider gewohnt hat. Dann Auermühle, ein so winziger Ort, dass er auf der Karte kaum zu finden ist, wo es aber vielleicht Spuren eines Kinderheims von 1948 gibt. Anschliessend soll die Reise zum Mühlhaus von Sottrum führen, das irgendwo im Süden von Hannover liegt – und dann besteht auch noch genügend Zeit für Abstecher, wenn sich unterwegs etwas Neues ergibt. Und so kommt es dann auch: Was für eine ereignisreiche Woche vor ihnen liegt, können weder Turid noch die Journalistin vorausahnen.

Turid lässt sich zu einem Glas Sekt von der Stewardess überreden und redet fieberhaft von allem anderen als von dem, was sie nun versuchen wird: mit 800 Stundenkilometern eine Reise in die Vergangenheit antreten.

Nach dem Besuch im Staatsarchiv hat die Journalistin sehr viel Zeit darauf verwandt, die Auskünfte aus den Papieren weiterzuverfolgen. Mehrere Telefongespräche haben ergeben, dass Turids Vater bei Kriegsende noch am Leben war – und dass er nicht länger an seiner alten Adresse wohnt. Der Plan, in die DDR zu fahren und an Ort und Stelle weiterzusuchen, ist vorerst auf Eis gelegt. Die Zeit, die jetzt zur Verfügung steht, reicht nicht aus, um die nötigen Formalitäten wie Visum, Übernachtung usw. zu erledigen. Und Turid wird kaum etwas mit dem Ort verbinden – wahrscheinlich ist sie niemals dort gewesen, obwohl Turids erstes Heim in Deutschland, das Lebensbornheim Son-

nenwiese, seltsamerweise in der Nähe des kleinen Dorfes lag, wo ihr Vater aufgewachsen ist. Turid hat also die Monate, nachdem sie Norwegen verlassen hatte und bis sie zu Familie Schneider kam, nur wenige Kilometer vom Heimatdorf ihres Vaters verbracht.

Die Journalistin führte und führt eine Unmenge von Telefongesprächen mit deutschen Behörden, um Hildegard Schneider aufzuspüren. Sie müsste jetzt an die 80 sein, wenn sie noch lebt. Und selbst wenn sie und ihr Mann gestorben sind, so sind doch sicher ihre Kinder noch am Leben. Der älteste Junge muss doch schon ziemlich gross gewesen sein, als Turid nach Norwegen gebracht wurde. Er wird sich sicher erinnern.

Allerdings glauben weder Turid noch die Journalistin, dass sie im Laufe dieser Reise einen dieser Menschen treffen werden, die für Turid so wichtig gewesen sind. So hoch setzen sie ihre Hoffnungen nicht an. Die Enttäuschung könnte sonst zu gross sein.

Aber vielleicht kehrt Turids Erinnerung beim Anblick der Häuser, in denen sie gewohnt hat, wieder zurück! Das ist das wichtigste Ziel dieser Reise nach Deutschland: Auf überwucherten Pfaden zu wandeln. Die Orte aufzusuchen, die Turid gekannt hat, ehe sie nach Norwegen zurückgeschickt wurde. Mit den Menschen zu sprechen, die jetzt dort leben. Vielleicht alte Nachbarn zu treffen, die sich an damals erinnern können. Und zu hoffen, dass die Schauplätze der Vergangenheit die Erinnerungen zum Leben erwecken, die es in Turids Kopf doch irgendwo geben muss.

In diesem Moment, bei einem Glas Sekt und einer Zwischenmahlzeit, gehen sie noch einmal alles durch, was sie inzwischen über Turids geheimnisvolle Kindheit in Erfahrung gebracht haben. Zum Beispiel ist das Rätsel des Kinderheims in Nittedal gelöst.

Bei den Papieren im Staatsarchiv befand sich nämlich ein Bericht mit der Überschrift «Einrichtung des Heims für norwegische ‚Kriegskinder‘, die von Deutschland nach Norwegen gekommen sind.» Das Papier hatte keinen Briefkopf und keinen offiziellen Stempel. Der Bericht war auf normalem Papier und in sehr engagiertem Ton geschrieben und bildete einen starken Gegensatz zu der trockenen Amts-

sprache der meisten anderen Dokumente. Der Bericht war von Cecilie und John Murphy unterschrieben.

Und die Journalistin griff zum Telefonbuch.

Murphy ist kein häufiger Name in Norwegen, und ein paar Schüsse ins Dunkle, das heisst, Anrufe bei den Murphies, die sich im Telefonbuch finden liessen, könnten durchaus Verwandte von Cecilie und John zu Tage fördern.

Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Die vorhandenen Murphies wussten nichts von Cecilie und John, und die Journalistin wollte schon aufgeben.

Durch Zufall kommt bei einem Fest, das die Journalistin besucht, die Rede auf das Thema Kriegskinder. Ein anderer Gast erzählt von einer Freundin, die jahrelang auf der Fähre nach Nesodden mit einem Mann zusammengefahren ist, der mit solchen Kindern zu tun hatte. Dieser Mann hatte erzählt, dass er nach dem Krieg in einem Heim für Kriegskinder gearbeitet hat. Atemlos fragt die Journalistin nach seinem Namen – wie hiess der Mann?

Ach, das war ein ausländischer Name – Murray oder Murphy oder ähnlich. . . Leider ist er vor einigen Monaten gestorben.

Die Journalistin blättert wieder im Telefonbuch, findet den Namen Murphy und eine Nummer in Nesodden. Beim ersten Versuch antwortete eine freundliche Stimme: Cecilie Murphy.

Sie treffen eine Verabredung, und im Flugzeug nach München kann die Journalistin Turid die Geschichte des Übergangsheimes für Kriegskinder erzählen, so wie sie sie von Cecilie Murphy gehört hat:

Der Ausgangspunkt war wieder der Parlamentsbeschluss Nr. 165 von 1945, wo es heisst: «Nach der Untersuchung durch die Gesundheitsbehörden werden die Kinder sofort zu ihren Müttern geschickt – die übrigen werden vorläufig in einem Heim untergebracht und sobald wie möglich weitergesandt. Wir gehen davon aus, dass nach Erledigung aller Formalitäten die meisten adoptiert werden können. (...) Das norwegische Rote Kreuz hat sich bereit erklärt, das Heim zu leiten, in dem jeweils 30 Kinder Platz finden werden. Die Kinder sollen deshalb in Gruppen jeweils dann zurückgebracht werden, wenn Platz im Heim ist.»

Die Kinder sollten also vorläufig im Heim untergebracht werden, ehe sie zu ihren Müttern oder anderen aufnahmebereiten Personen geschickt wurden.

Das Sozialministerium war davon ausgegangen, dass das Heim nur ein halbes Jahr benötigt werden würde, obwohl sie annahmen, dass während dieser Zeit an die 300 Kinder aus Deutschland zurückkommen würden. Die Kinder sollten nur wenige Tage im Heim verbringen, da ihre zukünftige Unterbringung schon geregelt sein sollte, ehe sie in Gruppen aus Deutschland nach Norwegen gebracht wurden.

Transitkinder. Kinder unterwegs zu einem hoffentlich besseren Schicksal, als sie in Deutschland erwartet hatte.

Cecilie und John Murphy arbeiteten 1947 als Psychologin und Sozialarbeiter. Er war Schotte, lebte aber seit Jahren in Norwegen. Er war sicher der «kanadische oder schottische Arzt», von dem Turid so vage gehört hatte, und der angeblich nach dem Krieg in Deutschland elternlose Kinder eingesammelt hatte.

John und Cecilie waren in Finnmark und arbeiteten im Wiederaufbau, als sie gefragt wurden, ob sie das Übergangsheim für die zurückgebrachten Kriegskinder leiten wollten. Bei der ersten Besprechung mit den Auftraggebern im Sozialministerium und beim Roten Kreuz wies Murphy darauf hin, dass es unrealistisch sei, davon auszugehen, dass für 300 Kinder in einem halben Jahr Familien gefunden werden könnten. Auch wenn die meisten zu ihren Müttern sollten, so würden die übrigen doch um so mehr Zeit brauchen. Das Ehepaar Murphy hatte Erfahrungen aus anderen Kinderheimen und wusste, dass Adoptionen dauern – und dass es auch so sein soll.

Aber vorerst legten sie ihre Einwände auf Eis und machten sich an die Arbeit, das Übergangsheim einzurichten. Die Probleme wollten sie lösen, wenn es so weit war. Sie fuhren nicht selber nach Deutschland, um die Kinder zu holen. Ihre Aufgabe bestand darin, sie bei ihrer Ankunft in Norwegen in Empfang zu nehmen.

Cecilie Murphy erzählt: «Wir haben Anfang Oktober 1947 das Heim eröffnet. Die ersten Kinder kamen im November und Dezember. Die erste grössere Gruppe verliess Deutschland im Februar 1948.

Wir gingen davon aus, dass die norwegischen Mütter selber darum gebeten hatten, dass ihre Kinder zurückgebracht wurden, und dass sie sie so bald wie möglich holen würden. Das war ja schliesslich die ganze Voraussetzung für die Einrichtung des Heims. Dann stellte sich aber bald heraus, dass diese Voraussetzung nicht stimmte. Nur wenige Mütter holten ihre Kinder – und einige von ihnen brachten sie dann wieder zurück, weil sie sie doch nicht behalten konnten. Ich glaube, dass vielleicht zehn Kinder zu ihren Müttern oder Grosseltern kamen.

Für den Rest mussten wir neue Familien finden, und es ist ja klar, dass das nicht so schnell gehen konnte. Und wenn wir mögliche Adoptiveltern für ein Kind hatten, wollten wir sie auch gerne kennenlernen und helfen, den Übergang in das neue Leben zu erleichtern. Auch das hatten wir als Voraussetzung für unsere Arbeit angesehen, schliesslich waren die Kinder eine ziemlich wurzellose Gruppe, die in ihrem kurzen Leben schmerzliche Trennungen und viele Wechsel erlebt hatte.

Aber das Adoptionsbüro in Oslo, das im Auftrage des Roten Kreuzes die Adoptionen vermitteln sollte, liess unsere Anwesenheit nicht zu, wenn die Kinder ihren Adoptiveltern übergeben wurden. Das war gegen ihre Prinzipien. Warum sie dieses Prinzip hatten, weiss ich nicht so recht, wahrscheinlich wollten sie dadurch die vollständige Anonymität der Adoption sichern. Und von diesem Prinzip wollten sie nicht abgehen, nicht einmal in dieser besonderen Situation – und bei diesen besonderen Kindern.

Wenn ein Kind adoptiert werden sollte, mussten wir es im Büro in Oslo abliefern und wieder gehen. Das Kind wurde noch einmal verlassen, und oft konnten wir im ganzen Treppenhaus sein Weinen hören, wenn wir gingen.

Das fanden wir entsetzlich. Deshalb nahmen wir schliesslich auf eigene Faust Kontakt zum Adoptionsbüro der Heilsarmee auf. Die Heilsarmee war nämlich damit einverstanden, dass die neuen Mütter die Kinder bei uns abholten, so dass wir miteinander reden und die Kinder sich ein bisschen an sie gewöhnen konnten. Das Rote Kreuz war mit dieser Änderung zufrieden, und die Heilsarmee übernahm die

Vermittlung der Adoptionen. Danach wurde die Übergabe für Kinder und Erwachsene leichter.

Das Übergangsheim sollte ja eigentlich nur ein halbes Jahr betrieben werden. Deswegen hatten wir ein Pfadfindersommerlager auf Nærnes, ausserhalb von Oslo, gemietet. Der Mietvertrag endete am 1. Mai 1948. Die Häuser waren schlecht und nicht winterisoliert und sicher nicht als Kinderheim geeignet. Wenn wir, wie geplant, 30 Kinder auf einmal dort gehabt hätten, hätten wir das Heim nicht betreiben können. Zum Glück waren zu keinem Zeitpunkt so viele Kinder gleichzeitig dort, aber trotzdem waren die Verhältnisse alles andere als ideal. Die sanitären Verhältnisse waren schlecht, die Zimmer der Kinder trist und ungemütlich, obwohl wir versuchten, sie mit Zeichnungen und Bildern aufzumuntern. Es wurden auch keine Ausbesserungsarbeiten unternommen, das Lager war ja nur vorübergehend gemietet worden und die Kinder sollten hier nur ein paar Tage oder höchstens ein paar Wochen verbringen. Deshalb waren die schlechten Verhältnisse nicht von Bedeutung, wurde gesagt.

Aber sehr bald stellte sich ja heraus, dass diese Voraussetzungen nicht zutrafen. Die Mütter holten ihre Kinder nicht ab, und es dauerte aussergewöhnlich lange, bis wir Adoptiveltern gefunden hatten. Schliesslich ging es um Kinder mit einem ganz besonderen Stempel – um ‚Deutschenkinder‘. Sie sprachen kein Norwegisch und manche unter ihnen hatten sehr schlimme Jahre hinter sich, sie konnten wirklich nur als «schwierig» bezeichnet werden.

Als der Mietvertrag auf Nærnes auslief, waren wir immer noch fast voll belegt, und für den Sommer war die Ankunft weiterer Kinder angekündigt worden. Das Sozialministerium teilte uns mit, dass kein Geld mehr für das Heim zur Verfügung stünde, da die Mittel nur für einen begrenzten Zeitraum bewilligt worden waren. Auch der Vertrag mit dem Roten Kreuz war nicht verlängert worden, deshalb war diese Organisation nicht mehr für den Betrieb des Heimes verantwortlich. Auch das Personal war nur für ein halbes Jahr angestellt. Wie wir. Aber wir hatten die Kinder, und immer noch kamen neue aus Deutschland. Wir konnten sie ja nicht einfach auf die Strasse setzen!

Nach einer hektischen Häuserjagd konnten wir während der Ferien für sechs Wochen ein Kinderheim der Gemeinde Oslo mieten. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir kein festes Personal mehr und mussten alles selber machen: die Kinder versorgen, die ganze Korrespondenz und die Buchführung erledigen, kochen, die Kinder holen und bringen – ausserdem mussten wir versuchen, ihnen sozial und psychisch zu helfen – und dann mussten wir ihnen auch noch Unterricht in Norwegisch geben. Das mit der Sprache war nicht so einfach. Denn wenn ein Kind gerade einigermaßen Norwegisch gelernt hatte, kamen neue Kinder aus Deutschland, und plötzlich sprachen alle wieder Deutsch.

Immerhin wurde schliesslich die Frage der Finanzierung gelöst. Die Gelder für den Unterhalt des Heimes wurden für ein weiteres Jahr bewilligt. Als wir nicht mehr länger im kommunalen Kinderheim bleiben konnten, wurde uns, das heisst, dem Ministerium, ein Kinderheim in Nittedal, ausserhalb von Oslo, angeboten. Turid wurde von dort abgeholt. Wir blieben dort bis Dezember, dann mussten wir wieder umziehen. Nach einigen Tagen in einem Mädchenheim in Oslo bekamen wir ein Haus in Modum Bad, und dort blieben wir, bis das Übergangsheim im März 1949 geschlossen wurde. Damals hatten wir noch zwei Kinder, und die wurden sehr gegen unseren Willen in anderen Heimen untergebracht.

Du kannst dir ja vorstellen, was alle diese Umzüge für die Kinder bedeutet haben. Wir sahen, wie sie unter der ewigen Unsicherheit und Unruhe litten, und wir waren verzweifelt, weil wir einfach keine feste Wohnung bekommen konnten. Zu einem Termin im Sozialministerium mussten wir alle Kinder mitnehmen, weil wir kein Personal mehr hatten, das sich inzwischen um sie hätte kümmern können. Wir dachten, wir könnten dann gleichzeitig der Sozialministerin Aasland das ‚Problem‘ aus nächster Nähe zeigen. Dann hatte die Sozialministerin aber doch keine Zeit für uns, sie liess uns jedoch ausrichten, wie empört sie darüber sei, dass wir die Kinder mitgebracht hatten.

Im Grunde schien sich überhaupt keine Instanz für die Kinder verantwortlich zu fühlen oder Überblick über die Situation zu haben. Alles wirkte sehr schlecht geplant.

Jetzt im Nachhinein wissen wir auch, wieviele andere und auch grössere Probleme nach dem Krieg gelöst werden mussten. Aber wir sahen es ja vom Standpunkt der Kinder aus, – und es ging schliesslich um recht viele Kinder. Ich finde es immer noch schrecklich, wie willkürlich sie behandelt wurden, wenn ich überlege, was sie schon alles durchgemacht hatten, ehe sie nach Norwegen kamen. Wir merkten oft, dass die Kinder in Deutschland Schreckliches erlebt hatten. Viele hatten Bomben, Evakuierung und Flucht erlebt, und das prägte auch ihre Spiele ganz deutlich. Einige hatte um Essen und Überleben kämpfen müssen, und manche hatten die ganzen Jahre in deutschen Kinderheimen verbracht. Die meisten waren aber bei Pflegeeltern gewesen und weinten und sehnten sich nach Mutti und Vati. Wenn die Kinder bei uns ankamen, fanden wir oft rührende Briefchen in Lederbeuteln oder manchmal auch in die Kleidersäume eingnäht. Aus den Briefen ging hervor, dass die deutschen Adoptiveltern diese Kinder sehr geliebt hatten. Viele Briefe waren ganz einfach herzerreissend.

Einige Pflegeeltern fanden heraus, dass die Kinder bei uns waren, und bettelten und flehten, ihr Kind zurückzubekommen. Ihnen war ja gesagt worden, dass die Mutter auf ihr Kind verzichtet oder dass es keine Eltern mehr hätte. Sie konnten nicht begreifen, wieso plötzlich eine Mutter in Norwegen auftauchte und das Kind zurückhaben wollte. Und so viele Mütter wollten ja auch gar nicht, wie sich herausstellte.

Wir wussten wenig darüber, unter welchen Umständen die Kinder nach Norwegen gebracht worden waren. Aber wir gingen davon aus, dass die Mütter selber darum gebeten hatten, dass ihre Kinder nach Hause geholt würden. Später erfuhren wir dann, dass das nur für einige Kinder zutraf. Andere Mütter hatten Briefe bekommen, ich weiss nicht, von welcher Behörde. Darin wurde behauptet, die Kinder litten in Deutschland Not und sie wurden aufgefordert, ihr Kind nach Norwegen holen zu lassen. Durch solche Briefe scheinen sich die Mütter verpflichtet gefühlt zu haben, ihre Kinder aus ‚dem Land der Not zu retten‘, wie eine sich ausdrückte. Einige Mütter sagten nachher, sie hätten ihre Kinder niemals holen lassen, wenn sie gewusst

hätten, dass sie in Deutschland in guten Händen waren. Das ganze Projekt wirkte schlecht vorbereitet und wenig durchdacht.

Ich habe mich oft gefragt, was aus den Kindern wohl geworden ist. Wir hatten nie die Möglichkeit, das herauszufinden, obwohl wir das gerne wollten.»

Cecilie Murphy serviert Kaffee und Waffeln und zeigt ein altes Fotoalbum.

«Hier ist ein Bild von einigen Kindern – ich glaube nicht, dass Turid dabei ist. Alle sind gleich angezogen, wie du siehst. Die Kleider haben wir selber genäht.

Und hier ist John auf der Treppe in Naersnes – wir renovieren gerade ein bisschen, das weiss ich noch. Hier spielen sie mit einem Tretauto, das ein paar nette Menschen uns geschenkt haben.

Und siehst du den kleinen Jungen hier? Er war ganz stumm, als er zu uns kam. Kein Wort konnten wir aus ihm herausbringen. Aber eines Abends, die Kinder waren schon im Bett, sie schliefen im ersten Stock, hörten wir einen ziemlichen Lärm. Und als wir nach oben rannten, lagen alle Kinder völlig verängstigt unter ihren Betten. Mit Ausnahme von Harald. Er stand aufrecht in seinem Bett. Und als wir die Kinder fragten, was denn passiert sei, antworteten sie, Harald erzähle so schlimme Geschichten. Aber er kann doch gar nicht reden, sagten wir. Doch, meinten die Kinder, er sagt ‚hiiii‘ und ‚krrrrk‘ und ‚brkrrrsch‘, und sie machten Bombenflugzeuge nach, weisst du. Also hatte Harald seine eigene Sprache. Und es war ganz deutlich, dass diese Geräusche für die Kinder bekannt und entsetzlich waren.

Doch, viele von ihnen hatten wohl Schreckliches erlebt. Wir konnten auch sehen, dass viele daran gewöhnt waren, um ihr Essen zu kämpfen, und immer wieder versteckten sie Brot und anderes, wahrscheinlich als eine Art Notproviant. Wir gaben uns alle Mühe, ihnen darüber hinwegzuhelfen. Sie brauchten wirklich alle Zuwendung, die sie bekommen konnten.

Und hier sind noch mehr Bilder von den Kindern, Passfotos, die wir machen liessen, um sie an die zukünftigen Adoptiveltern zu schicken...»

Und inmitten dieser Fotos – das Bild von Turid!

Eine Kopie des Bildes, das sie zu Hause bei ihren Adoptiveltern im Bücherregal entdeckt hatte – des Bildes, auf dessen Rückseite «Turid» steht, des Bildes, von dem niemand weiss, wann oder wo es aufgenommen wurde, nur, dass es noch vor der Adoption war. Des einzigen Beweises, den Turid bisher dafür gehabt hat, dass sie schon existiert hat, ehe sie nach Ålesund kam.

Die Vergangenheit rückt immer näher.

Turids norwegische Adoptivmutter aus Ålesund war mit ihrer Schwester und ihrer Freundin aus Oslo zusammen, als sie nach Nittedal fuhr, um Turid abzuholen. Das war kurz nach Turids sechstem Geburtstag. Turid wusste, dass sie an diesem Tag geholt werden sollte und trug zur Feier des Tages eine Haarschleife, eine Jacke aus dickem Lodenstoff und solide Lederstiefel.

Als die drei Frauen den Hof betraten, wo die Kinder sich aufhielten, stürzte Turid ihnen augenblicklich entgegen. Und ohne sie je zuvor gesehen zu haben, warf sie sich sofort in die Arme der Frau, die ihre Mutter werden sollte. Das Kind schien beim ersten Anblick gewusst zu haben, an welche der drei Frauen sie sich halten musste. Und offenbar sollte der erste Eindruck so gut wie möglich sein. Das Hinken konnte sie nicht verbergen, es war nur noch schlimmer geworden, seit sie mit dem Bus nach Norwegen gekommen war. Vorher hatte niemand bemerkt, dass mit ihrem Bein etwas nicht stimmte. Der Adoptivmutter war mitgeteilt worden, dass das Kind einen etwas seltsamen Gang hätte, und Turid hinkte stärker als erwartet. Aber Turids zutraulicher Empfang überstrahlte alle kleinen Schönheitsfehler – sie war ein reizendes Kind.

Ein anderes Kind, ein kleiner Junge, brach in schreckliche Tränen aus, als Turid sich mit ihrer neuen Mutter verabschieden wollte – fort aus dem Kinderheim, unterwegs in ihre neue sichere Zukunft. Als Turid ihn weinen hörte, riss sie sich von der Hand ihrer Mutter los, drehte sich um, lief zurück und drückte den kleinen Jungen an sich. «Nicht weinen, du», sagte sie. «Dich kommt sicher auch bald jemand holen.»

Turids neue Mutter wollte Turid einen besonders schönen Tag

machen und ging mit ihr ins Warenhaus Steen & Strom, wo Turid hingerissen mehrmals mit der Rolltreppe fuhr und das schönste rote Köfferchen der Welt an sich presste, das erste Geschenk von ihrer neuen Mutter.

Im Bus von Åndalsnes nach Ålesund wurde es Turid fürchterlich schlecht, und sie erbrach sich über ihre schöne Lodenjacke und die Stiefel. Die Mutter wollte sie mit einem Taschentuch säubern. Turid hob die Hände, um ihr Gesicht zu beschützen und rief: «Nein!» Die Mutter wischte vorsichtig mit der einen Hand das Erbrochene weg, die andere legte sie beruhigend um die Schultern ihrer neuen Tochter, die sich auch bald wieder beruhigte. Aber die Lodenjacke und die schönen Stiefel wollte sie nie wieder anziehen.

«Meine Damen und Herren! Wir nähern uns München und bitten Sie, sich nun anzuschallen und das Rauchen einzustellen. Das Wetter in München ist kühl und leicht regnerisch, aber wir wünschen ihnen trotzdem einen angenehmen Aufenthalt.»

Die Flugzeugmotoren brüllen noch einmal auf, ehe das Flugzeug aufsetzt. In der Passkontrolle hängt ein Plakat mit Bildern von sechs trist und mürrisch aussehenden jungen Leuten. Drei Millionen DM für die Person, die hilft, diese Terroristen dingfest zu machen!

Die norwegischen roten Pässe werden freundlich in Empfang genommen. Nun kann Turid München auf sich einwirken lassen. Erste Station auf ihrer Reiseroute ist Pullach. Auf der Karte gibt es mehrere Pullachs, dieses hier ist aber ein Vorort von München und hat deshalb München per Bindestrich als «Vornamen» bekommen. Und wenn es dort eine Margarethenstrasse gibt, ist es das richtige Pullach.

In der Hotelrezeption hängt ein ausführlicher Stadtplan von München und seinen Vororten. «Margarethenstrasse 11 – vielleicht gibt es diese Strasse ja gar nicht mehr? Doch, da haben wir sie! Die Margarethenstrasse liegt gleich neben einer S-Bahnstation. Im Stadtteil Pullach.»

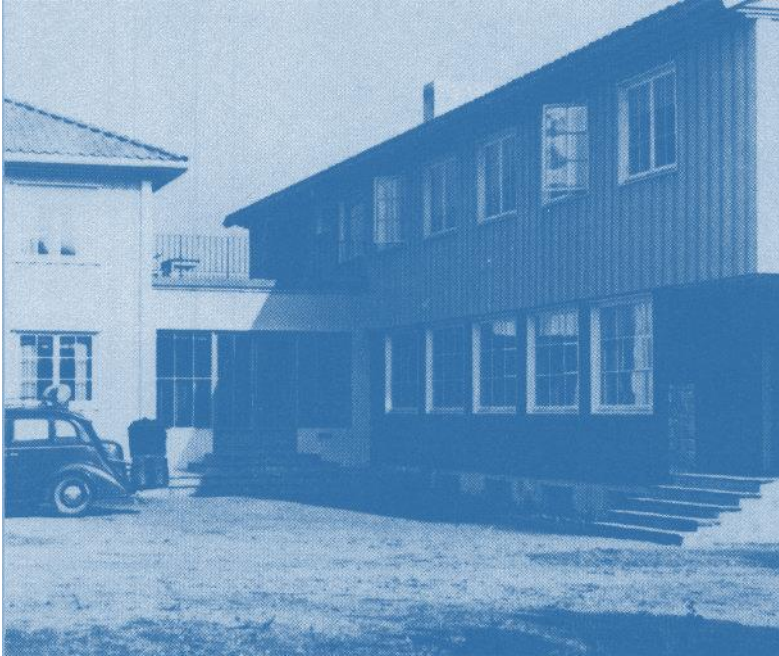
Dort muss es sein. Dass es diese Strasse wirklich gibt!

Turid plaudert mit dem Empfangschef, fragt nach den Verkehrs-

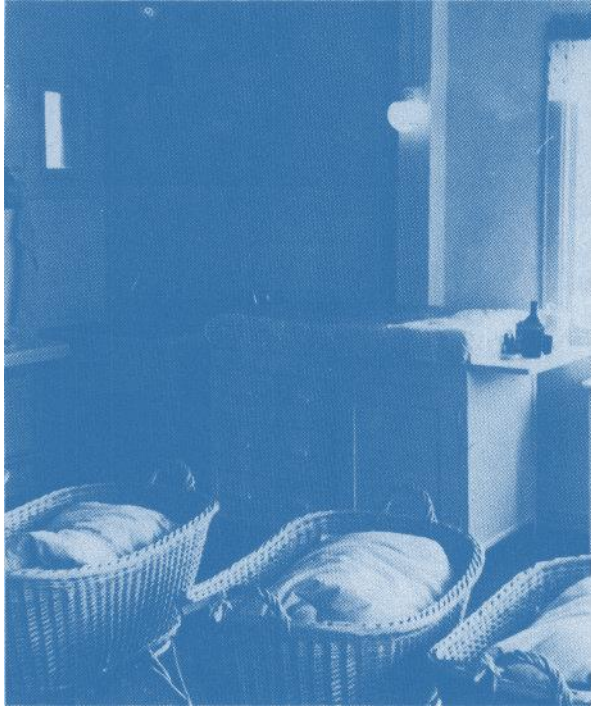
verbindungen und nach der nächsten Haltestelle. In der Schule hat sie nie Deutsch gelernt, kann sich aber nach ein paar Deutschlandurlaube gut verständlich machen. Ja, aus ein wenig Entfernung klingt sie wie eine Einheimische, auch wenn sie elegant norwegische Wörter einfließt, wenn ihr deutsches Vokabular nicht ausreicht.

Ein paar Aussprachefehler hat sie aber doch – sie spricht zum Beispiel «München» und «ich» mit einem sch-Laut aus, den ausser in Köln kein Deutschlehrer hätte durchgehen lassen. Andererseits hat sie ein perfektes Zäpfchen-R – das R, das in ihrem norwegischen Ålesundakzent so aus der Reihe tanzt.

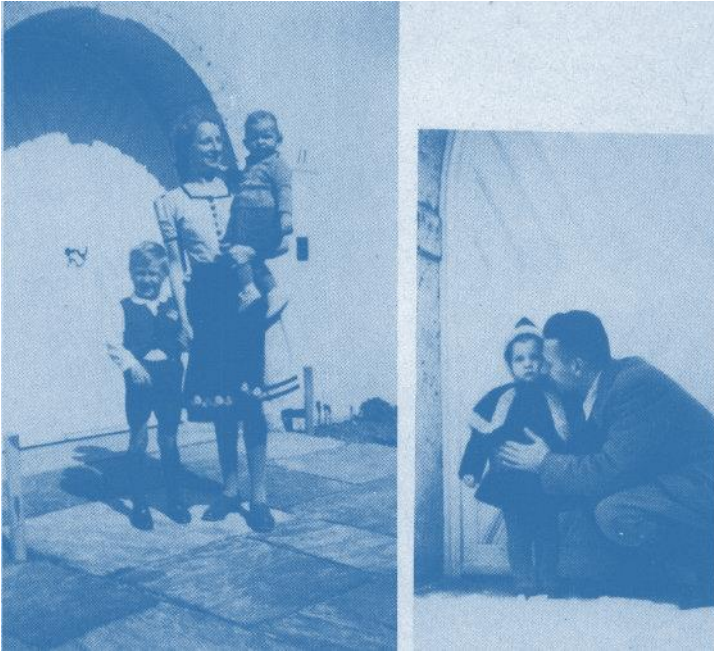
Die Sprache ihrer Kindheit scheint in all diesen Jahren erhalten geblieben zu sein, obwohl sie in den ersten Jahren in Norwegen mit aller Kraft versuchen musste, sie zu vergessen.



Das Klekken Turisthotell in Norwegen wurde während des Krieges als Wochenheim benutzt. Hier wurde Turid geboren.

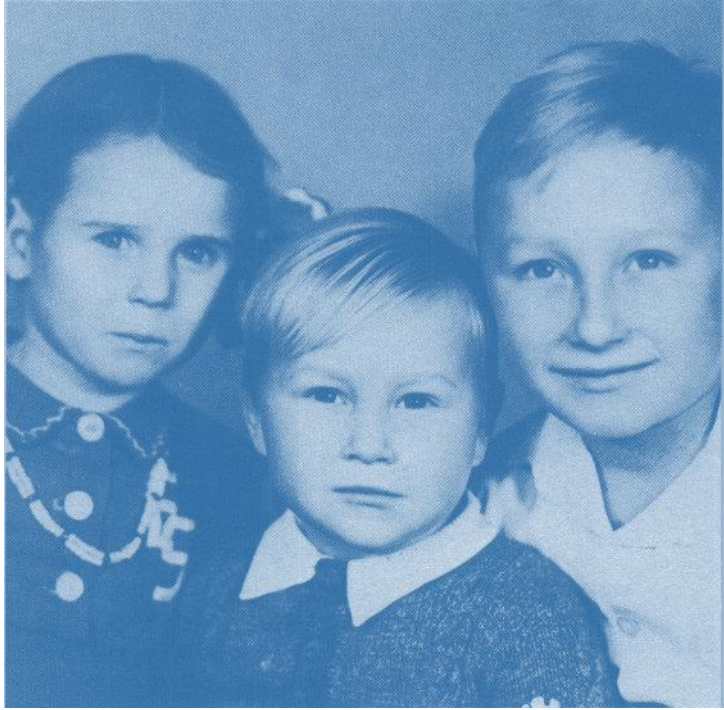


Das Kinderzimmer in Klekken. Liegt Turid in einem der Körbe?



Hier ist Turid zu Elke geworden. Auf dem Arm ihrer deutschen Pflegemutter Hildegard, zusammen mit dem Bruder Wolf Gernot in München, Oktober 1944

Elke mit ihrem deutschen Pflegevater Bernhard in München. Winter 1945



Turid bzw. Elke mit ihren Brüdern Bernd und Wolf Gernot, Weihnachten 1947, ehe sie nach Norwegen zurückgebracht wurde.

RE/7A

To: Miss Hays
PCIRO Tracing/Child Search
1121 Ludwigstr. 46.
Schneidersstr. 46.
c/o Area Team Ludwigstr. 46.
APO 154, U.S. Army.

Subject: German Children
Enclosed please find documents re:
born children in G.S. zone, who is
aid to Norway.

- 1.) Herbert [redacted]
Adr.: [redacted] Hamburg 11.
Edelstr. 46b.
- 2.) Karen [redacted]
Adr.: [redacted] [redacted]
Kriegerstr. 46b.
- 3.) Thore [redacted]
Adr.: [redacted] [redacted]
Sietensstr. 14.
- 4.) Frida [redacted]
Adr.: [redacted] [redacted]
Kriegerstr. 11.
- 5.) Rolf [redacted]
Adr.: [redacted] [redacted]
v/o Herrmann,
Kriegerstr. 43.

You will be able to collect this child
re information when they can be fact by

Yours truly
NORWEGIAN RED CROSS HAMBURG,
Rolf Wohlt
Captain

Miss Trigg

LABORATORY COMMISSION, INTERNATIONAL REFUGEE ORGANIZATION

U.S. ZONE
TRACING/CHILD SEARCH DIVISION
c/o AREA TEAM 1002
APO 154 U.S. ARMY

1102
H-27
CPI 3320
22 December 1947.

SUBJECT: [redacted] Toria,
born 14.8.42 at Elekken, Norwegian,
c/o Bernhard and Hildgard SCHNEIDER,
formerly of Munich-Pullach, Margarethenstr. 11

TO : Director, 400 PCIRO British Zone HQ., BAOB,

ATT: Miss Marjory BUCKE,
Child Search Consultant.

1. Enclosed please find the following documents relating to the above Norwegian child: -
 - a) Declaration of Norwegian citizenship (3copies)
 - b) Certificate of repatriation (3 copies)
 - c) Child's certificate for Norwegian Red Cross in which the mother is asking for the repatriation of her child. //
 - d) A report from our Child Search Officer in which the result of her investigation t to the Pullach address is given.
 2. Since our lead seems to suggest that the foster father is now living in Hamburg, we are turning the case over to you for your necessary action.
 3. You will note that there is a second lead in the Soviet Zone. Perhaps, the Norwegian Red Cross, Hamburg, may have suggestions and machinery for follow up them.
- We are closing our case at this time.

FOR THE ZONE CHIEF OF OPERATIONS:
Eileen Davidson
CORNELIA D. HEISE, Chief
Child Search/Tracing Section.

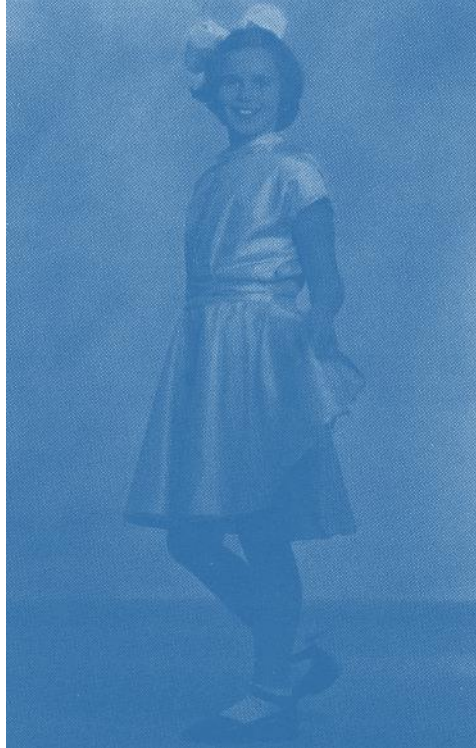
Prepared by:
Eileen Davidson, Deputy
Child Search Section.

Encl:
Distribution:
2 - PCIRO HQ. British Zone- Miss Bucke
1 - Norwegian Red Cross, Hamburg
1 - Area Team 1066
1 - Chron
1 - File
ED: Bor.

*File for
Miss Davidson
+ [unclear]
[unclear]*



Portrait von Turid im Juli 1948. Es wurde in Verbindung mit der Adoption aufgenommen und den Adoptiveltern geschickt, ehe sie sich endgültig entschieden. Bis zum Frühjahr 1986 war es das früheste Bild, das Turid von sich hatte.



Die zehnjährige Turid auf dem Tanzstundenball
in Ålesund



Schloss Behrendorf in Auermühle. Das Kinderheim lag im Dachgeschoss.
Hier wohnte Turid von Februar bis Juni 1948.

Die Vergangenheit in Händen





Turid mit ihren deutschen Pflegeeltern nach 37jähriger Trennung

Nicht fremd – nicht vertraut

Zuerst fährt die Bahn durch dichtbebaute Innenstadtviertel – dann passiert sie ein grosses Industriegebiet, wo der Heizlüfter hergestellt worden ist, an dem Turid sich an kalten Winterabenden die Füsse wärmt. Dann wird die Landschaft ländlicher.

Die Journalistin möchte wissen, ob Turids Erinnerung durch irgend etwas geweckt wird. Aber das ist nicht der Fall. Alte Häuser, neue Häuser, dann die Haltestelle: Pullach. Als der Zug in den Bahnhof einfährt, ist ein Strassenschild zu erkennen: Margarethenstrasse.

Nein, das ist eigentlich viel zu leicht gegangen. Dass die Strasse, die bisher nur eine alte Adresse aus dem Jahre 1945 auf einem Stück Papier in Norwegen war, ausgerechnet hier liegt, wo die Bahn mit Turid anhält! Dass sie gar nicht erst zu suchen brauchen! Einfach zu Nr. 11 gehen können.

Ihre Schritte knirschen im Kies auf dem Gehweg. Zögernd nähert Turid sich der Strasse, die zwischen einer grossen Grünfläche und alten Steinhäusern anfängt. Diese Häuser stehen jedenfalls schon etliche Jahre da. Sie haben gerade Hausnummern – 2, 4, 6. Nr. 11 muss also auf der anderen Seite liegen. Am Ende der Grünfläche steht ein zweistöckiges Steinhaus im Stil der fünfziger Jahre. Es ist das erste Haus auf dieser Seite und die Hausnummer steht in grossen Ziffern neben der Eingangstür: Nr. 13. Die kühle Luft und die Spannung haben Turid eine frische Gesichtsfarbe gemacht. Jetzt scheint sie blass zu werden – begreift nicht – Nr. 11 muss doch gleich hier sein? Nein, das nächste Haus ist Nr. 15.

Ihre Erwartungen sind so gross gewesen. Die Enttäuschung ist verwirrend.

Ob auf dem grünen Rasen ein Haus gestanden haben kann? Sieht nicht so aus, so gross, wie die Bäume sind. Aber es ist ja auch 41 Jahre her, in der Zeit können Bäume ganz schön wachsen!

In der Strasse gibt es nur noch zwei Häuser, Nr. 15 und Nr. 17. Das ist ein grosses gelbes Haus, das dicht bei einer Barackensiedlung liegt, offenbar eine Kaserne, Mauern und Stacheldraht weisen darauf hin. Nach kurzer Diskussion und resigniertem Hin- und Hergehen beschliessen sie, im nächsten Haus, der Nr. 13, zu fragen.

Nr. 13 ist das Polizeirevier. Der junge Polizist hört sich mit leicht misstrauischer Miene die gestotterte Frage nach der Margarethenstrasse 11 an. «Ganz aus Norwegen, sagen Sie? Haben früher hier gewohnt? Nein, ich weiss nicht, ob es hier je eine Nr. 11 gegeben hat – wir sind das erste Haus auf dieser Strassenseite, und wir haben Nr. 13. In dem Park hat nie ein Haus gestanden, nein. Aber fragen Sie doch mal im Katasteramt – die wissen bestimmt, ob es hier früher anders war.»

«Es wäre ja auch seltsam, wenn wir das Haus sofort gefunden hätten», meint Turid, in der Hand hält sie einen Zettel mit der Adresse des Katasteramtes. «Wahrscheinlich wäre es auf jeden Fall abgerissen gewesen – es war bestimmt ein altes, schlechtes Haus.»

Die Strasse ist ganz still. Kein Auto. Kein Mensch.

Hinter Nr. 17, am Ende der Strasse, stehen zwei Reihen von hohen Eichen, wie in einer Allee. Es ist eine schöne Gegend, und ein Schild verkündet, dass von hier aus ein Fussweg zu einem nahegelegenen Schloss führt. Ein kleiner Spaziergang kann bei dem schönen Wetter nur gut tun. Und ein Schloss kann ja einen Besuch wert sein. Ausserdem hat Hildegard vielleicht mit den Kindern das Schloss besucht – hat Turid es schon einmal gesehen – vielleicht hat sie als kleines Mädchen hier gespielt!

Es ist ein schönes Schloss, behutsam renoviert und instand gehalten. Die Jugendherberge ist darin untergebracht. Das Schloss erweckt bei Turid keine Erinnerungen. Ebenso wenig wie die umliegenden Häuser.

Nach einem ausgiebigen Spaziergang im Schneematsch haben beide nasse Füsse. In der letzten Viertelstunde sind sie an einer hohen Mauer entlanggegangen, die ein grosses Gelände umgibt, zu dem der Zutritt verboten ist, wie mehrere Schilder kundtun. Auch Turids Erinnerung kann mit so einer Mauer mit entsprechenden Schildern umgeben sein: Zutritt verboten!

Sie müssen sich eingestehen, dass dieser Ausflug ein Fehlschlag war, und nach München zurückfahren. Das Haus gibt es nicht. Falls die Adresse stimmt und das Haus nicht anderswo steht. Der kürzeste Weg zur S-Bahn-Haltestelle führt durch die Margarethenstrasse. An den Strassenrändern ist Schnee aufgetürmt, in Luft und Geräuschen aber verheisst der Frühling sein Kommen.

Und wenn nun in den alten Steinhäusern auf der anderen Strassen-seite ältere Menschen wohnen, die hier schon während des Krieges gelebt haben? Den Häusern ist nicht anzusehen, ob in ihnen irgendwas lebt – mit Ausnahme von Nr. 4. Ein junger Mann steht davor und steckt den Kopf unter die Motorhaube eines alten Autos.

«Entschuldigung, wir kommen aus Norwegen – wohnt Ihre Familie schon lange in dieser Strasse?»

Ja, mein Vater ist hier geboren und aufgewachsen – leider ist er gerade nicht zu Hause. Nein, der junge Mann weiss nicht, ob es hier je ein Haus Nr. 11 gegeben hat. Aber nebenan wohnen schon seit vielen Jahren zwei alte Damen – die kann er fragen, falls sie zu Hause sind.

Die Tür von Nr. 6 ist abgeschlossen und wird von zwei kläffenden Hunden bewacht. An einem Türpfosten gibt es eine Klingel, und zwei weitere Hunde springen heraus, als eine lächelnde Dame öffnet. Der Nachbarsjunge erklärt, worum es sich handelt, die Dame pfeift die Hunde zurück und bittet herein.

Die Einrichtung zeugt von vergangener und gut bewahrter Grösse. Unter der Decke gibt es grosse Stuckrosetten, an den Wänden Seidentapeten und der riesige Kamin mitten in der Wohnzimmerwand ist mit Kerzenleuchtern und frischen Blumen geschmückt.

Die Damen sind Schwestern in den Siebzigern. Die eine ist exzentrisch und lebhaft, mit weisslackierten Nägeln, kunstfertiger Frisur und farbenfrohem Flatterkleid. Die andere trägt ein braunes Twinset über einem Faltenrock und tischt selbstgebackenen Schokoladenkuchen und Kaffee auf. Sie haben schon als Kinder in diesem Haus gewohnt. Erinnern sie sich wohl an eine Familie Schneider und ein kleines blondes Mädchen? Keine kann sich genau erinnern, aber sie können berichten, dass vor einigen Jahren die Hausnummern verändert wurden. War

das Polizeirevier nicht früher Nr. 11? Nein, Nr. 11 war das Eckhaus, meint die andere.

Diese Unklarheit weckt neue Erwartungen – vielleicht gibt es das Haus doch? Der Vater des jungen Mannes kommt dazu, und in aller Ruhe stellt er fest, dass das Eckhaus, die heutige Nr. 17, im Krieg Nr. 11 war. Das weiss er genau, schliesslich hat er dort oft im Hof gespielt. An den Namen Schneider kann er sich zwar nicht erinnern, weiss aber noch, dass sich in dem Haus damals Dienstwohnungen für Staatsangestellte befanden. Und damals gab es – wie heute – hinter der Mauer militärisches Gelände. «Die militärische Sicherheitspolizei», sagt er mit leiser Stimme. Er ist ganz sicher, dass Martin Bormann im Krieg dort gewohnt hat.

Wie ekelhaft, einen dermassen belasteten Namen mit Turids Vergangenheit in Verbindung bringen zu müssen. Aber es ist ja nicht sicher, ob Bernhard Schneider wirklich ein naher Mitarbeiter von Bormann war, selbst wenn er in einem Haus direkt neben dem Militärgelände seine Dienstwohnung hatte.

Turid hat einen weiten Weg zurückgelegt und die politische Vergangenheit ihrer Pflegeeltern hat eigentlich keine Bedeutung für sie. Bernhard war einige wenige, aber wichtige Jahre in ihrem Leben ihr Vater. Darauf kommt es an.

Die Schuhe sind fast wieder trocken, als sich die norwegischen Gäste für die freundliche Aufnahme, den Kuchen und nicht zuletzt für die wertvollen Auskünfte bedanken.

Das Eckhaus ist ein gelbes, dreistöckiges Steinhaus, dessen Spitze die Strassenecke bildet. Im Hof steht ein leerer Wäscheständer. Ein paar Krähen krächzen in einem Baum. Sonst ist alles still.

Ein grosser Torbogen bildet den Ausgang zur Nebenstrasse. Im Torrahmen sind noch die Reste grosser Angeln, das Tor selber gibt es nicht mehr. Turid tritt neben den Torbogen und blickt zu den Fenstern hinauf: Habe ich hinter *dem* gewohnt oder hinter *dem*? Der frischgekaufte rote Hut leuchtet fröhlich vor der gelben Mauer. Die Journalistin macht ein Bild von Turid im Torbogen und fragt, ob sie etwas wiedererkennt.

Aber das ist nicht der Fall. Turid war trotz allem erst ein paar Jahre alt, als sie von hier fortgezogen ist. Kein Wunder, dass sie sich nicht erinnern kann. Aber es ist trotzdem ein seltsames Gefühl, hier zu stehen. . .

Auf dem Rückweg fängt es an zu nieseln.

Im Hotel finden sie eine Nachricht vor, das Ergebnis von etwa einem Dutzend Anrufen bei den Einwohnermeldeämtern in der Gegend, wo Familie Schneider gewohnt hat, als Turid abgeholt wurde. Nach all der Mühe kommt jetzt die Auskunft, dass Hildegard Schneider 1955 nach Hamburg gezogen ist.

Die Telefonauskunft kann auch nicht helfen: Keine Schneiders unter dieser Anschrift. Also ist sie wieder umgezogen. Und nun sind die Einwohnermeldeämter geschlossen. Morgen wird ein neuer Versuch gemacht.

Turid wandert mit suchendem Blick durch Münchens Strassen. Bin ich als Kind hier gewesen? Oder hier? Habe ich vielleicht mit Hildegard in diesem Laden eingekauft? In einem Keller finden sie eine Weinstube – eine echte alte, mit weissen Mauern und Mittelalteratmosphäre. Zwei Troubadoure in Mittelalterkostümen mit Laute und Rhythmusinstrument gehen zwischen den Tischen umher und tragen mit Hingabe ihre Lieder über unglückliche Liebe vor. Der Wein wird in kleinen Tonkrügen mit Henkeln serviert. Honigwein. Nicht so süß, wie sie erwartet hatten, mit rundem, gutem Geschmack.

Die Tische bestehen aus roh zurechtgehauenen Baumstämmen, von unzähligen Ellbogen und Händen mit Krügen blankpoliert. Auf der Speisekarte steht, dass dieser Keller seit Mitte des 16. Jahrhunderts als Gastwirtschaft genutzt wird.

Ein anderer Gast sagt plötzlich: «Jeg snakker norsk!» – was gar nicht stimmt, aber diesen Satz hat er von seinem Vater gelernt, der in Norwegen war – während des Krieges. Peter kommt aus Österreich. Was wir in Deutschland machen?

«Ach, wir suchen nur nach meinem Leben», sagt Turid und lacht herzlich.

«Vielleicht bist du meine grosse Schwester», scherzt er, nachdem er Turids Geschichte gehört hat. Ernster erzählt er dann, dass ein Kriegskamerad seines Vaters wirklich einen Sohn in Norwegen hat, einen Sohn, der Kontakt zu seinem Vater hat. So spielt die norwegische Kriegsgeschichte eine Rolle im Leben des Österreicherers Peter.

Im Hotel wird der nächste Tag geplant. Per Mietwagen soll die Reise an jenen Ort führen, der auf der Karte kaum zu finden war: nach Auermühle. Irgendwo dort in der Nähe gab es vor 38 Jahren ein Kinderheim, das vorübergehend ausländische Kriegskinder auf dem Weg in ihre Heimatländer aufnahm.

Der Frühling ist noch einen Tag nähergekommen und liegt spürbar in der Luft, die mild ist von Sonne und frischem Dünger auf den Feldern.

Nach ein paar Stunden können sie von der Autobahn abfahren und kommen auf eine breite, schöne Bundesstrasse. Es tut gut, die Autobahn zu verlassen. Turid denkt an eine ihrer wenigen Erinnerungen – übrigens eher ein Gefühl als eine Erinnerung. An den grossen, tiefen Sessel aus braunem Leder mit hohen Armlehnen. Ein wunderbares Versteck. Der Geruch dieses Sessels ist ihr am deutlichsten in Erinnerung. An seine Umgebung kann sie sich überhaupt nicht erinnern. Sie spürt nur den Duft des Leders und das beruhigende Gefühl, dass sie niemand darin sehen konnte. Es kann in Pullach gewesen sein, wo die Dienstwohnungen so gut eingerichtet waren. Der Sessel kann aber nicht im Mühlhaus von Sottrup gestanden haben, bei einer Flüchtlingsgruppe im Nachkriegsdeutschland herrschte bestimmt kein Überfluss an materiellen Gütern. Vielleicht im Kinderheim in Norwegen?

Turids Gedanken – das sind immer wieder Fragen ohne Antwort. Fragen ohne Antwort haben einen Teil ihres Lebens ausgemacht. Daran ist sie gewöhnt. Aber nun hat sie konkretere Anhaltspunkte – Namen, Orte. Dennoch liegt immer noch eine Decke über ihren Gefühlen – über Freude und Kummer, über Enttäuschung und Angst. Die nun vorliegenden Tatsachen weisen nicht gerade darauf hin, dass das Kind Turid viel Grund zur Freude hatte. Aber sogar ein Kind der Schande muss doch ein paar schöne Erlebnisse gehabt haben!

Nun spürt sie auch, dass der Druck, sich zu erinnern, immer stärker wird. Alle wundern sich über ihren totalen Gedächtnisverlust. Schliesslich war sie über fünf, als sie zuletzt in dieser Gegend war.

Das Auto fährt in ziemlichem Tempo über Bundes- und Landstrassen, durch eine Gegend mit Landwirtschaft, Kleinindustrie und Laubwäldern. Oft ist mehrere Kilometer lang kein Haus zu sehen. Auf einer Wiese stehen einige Hirsche und äsen in aller Ruhe. Sie lassen sich von einem vorüberbrausenden Wagen durchaus nicht aus der Ruhe bringen - vielleicht heben einige kurz den Kopf, dann äsen sie weiter.

Ein paar Gebäude, Fachwerkhäuser und ein kleines Wirtshaus tauchen auf, und sie nähern sich der Abzweigung nach Auermühle. Um eine Kurve, ein paar Kilometer geradeaus und dann über einen huckligen kleinen Weg, der sich durch die Schneeschmelze fast aufgelöst hat. Hier gibt es keine Häuser, nur Wald und Moor. Es ist fast eine Fahrt ins Blinde, besonders spannend, weil sie so wenig über den Ort wissen. Eine halbe Stunde entfernt liegt Bodenteich. Auch dieser Ort war in den Papieren erwähnt. Und Celle haben sie bereits passiert.

Bis jetzt ist Auermühle nur ein Stempel auf einem Dokument und ein Pünktchen auf einer Karte der Umgebung. Aber wenn es Auermühle wirklich gibt, dann muss es hier in der Nähe liegen.

Vielleicht sind sie auf diesem Weg gefahren, an einem Februartag vor 38 Jahren, die Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes und ein kleines Mädchen von fünfeneinhalb Jahren – die kleine Elke, die vielleicht noch vor unterdrücktem Weinen schluchzte, als sie zwischen den fremden Menschen sass, die eine ihr unverständliche Sprache redeten.

Turid fröstelt ein bisschen, obwohl die Sonne durch das Autofenster scheint. Aber als Kartenleserin muss sie sich konzentrieren – hier irgendwo muss es sein. .. Wieder eine Kurve – und da ist das Schild. Auermühle. Mitten in der Einöde. Kein Haus zu sehen. Kein Lebenszeichen.

In ziemlich hohem Tempo fährt ein Bus vorbei. Also müssen irgendwo an dieser Strasse doch Menschen wohnen! Ein Stück weiter stehen plötzlich zwei riesige Torpfosten aus Beton auf der linken Strassenseite und bilden den Eingang zu einer völlig überwucherten und

verschneiten Allee. Es ist nicht möglich, zwischen den Bäumen ein Haus zu entdecken, und der Weg ist offenbar lange nicht benutzt worden.

Auf jedem Torpfosten sind Buchstaben und eine Jahreszahl in verschörkelter gotischer Schrift zu sehen. Es ist unmöglich, in Halbschuhen und tiefem Schnee diese Allee entlang zu gehen. Die Strasse, auf der der Bus gefahren ist, führt weiter am Grundstück vorbei, das von einer Tannenhecke und einem verrosteten Zaun umgeben ist. Zwei Kilometer weiter gibt es noch einen solchen Eingang. Grosse Torpfosten mit den Buchstaben RB. Hier ist der Schnee in der Einfahrt geräumt. Der Weg führt zu einer Art Scheune, aber ein grosses Schild weist darauf hin, dass der Zugang auf das strengste verboten ist.

Auf dem Grundstück hinter dem Zaun gibt es viele Häuser. Fast ein ganzes kleines Dorf. Neben der grossen, langgestreckten Scheune gibt es viele kleinere zweistöckige Wohnhäuser zu beiden Seiten einer Art Strasse, eine Parkanlage mit künstlichem Wasserfall, ohne Wasser, einen kleinen vereisten See. Überall weisser, unberührter Schnee. Kein Mensch zu sehen.

Hundert Meter weiter gibt es noch eine Einfahrt, etwas weniger prunkvoll, aber ermutigend geräumt und vor kurzem erst befahren. Turid und die Journalistin beraten sich kurz und beschliessen, das «Zugang verboten»-Schild zu übersehen. Sie fahren auf das Grundstück. Durch das Tor, die «Strasse» entlang. Es ist offenbar ein riesengrosses Gut. Und sie können sich gut vorstellen, dass es nach dem Krieg von den Alliierten annektiert und als Lager benutzt worden ist – Camp Auermühle. Hier ist genügend Platz für Einquartierung, und für die Ernährung konnten die weiten Ackerflächen sorgen. Aber das Kinderheim?

Drei schnatternde Gänse laufen über den Weg, ehe das Auto vor einem weiteren Tor anhalten muss. Hier ist der Zugang noch strenger verboten, wie ein Schild am Torpfosten verkündet. Von hier aus haben sie eine gute Aussicht auf den kleinen See und die riesige Parkanlage, die von einem Weg, einer überwucherten und verschneiten Allee, geteilt wird.

In einigen Wohnungsfenstern gibt es Vorhänge. Sonst wirkt alles wie ausgestorben. Das Grundstück selber erscheint nun so geheimnisvoll und spannend, dass die beiden Frauen aus Norwegen fast den Grund ihres Besuches vergessen.

Sie entdecken ein kleines zweistöckiges Haus mit einem Posthorn auf der Tür. Ein Postamt. Und wieder fügt sich ein Stück ins Puzzle. Einer der Briefe von der IRO war in Auermühle abgestempelt – und hier gibt es mitten auf dem Grundstück ein Postamt! Der Brief muss hier aufgegeben worden sein!

Es ist mehr ein Gefühl als eine Gewissheit, aber es steigert die Spannung, am richtigen Ort zu sein und Vergangenheit und Gegenwart zusammenzubringen. Plötzlich taucht zwischen den Bäumen eine alte Frau auf. Sie ist ziemlich klein, ein bisschen krumm, trägt ein Kopftuch und eine Wolljacke über einer verschlissenen Hose. Endlich ein Mensch, den sie fragen können:

«Hallo! Wir kommen aus Norwegen und suchen ein Kinderheim, das nach dem Krieg hier gewesen sein soll. « Die alte Frau tritt ans Auto, und Turid erklärt, dass sie während des Krieges in Deutschland war und 1948 in einem Kinderheim Auermühle untergebracht wurde – ob ihr das etwas sagt?

«Ja, das war hier», antwortet sie.

«Im Schloss dort hinter den Bäumen war ein Kinderheim. Ich war damals noch nicht hier, aber meine Schwester hat im Heim gearbeitet.» Kann es in Auermühle noch ein zweites Kinderheim gegeben haben? Turid hält den Atem an.

«Nein», antwortet die alte Frau bestimmt. «Auermühle besteht nur aus dem, was hier zu sehen ist – Schloss Behrendorf. Früher haben mehrere hundert Menschen auf dem Schloss gearbeitet – viele Familien wohnten hier und hatten hier ihre Arbeit. Es war wie eine richtige kleine Stadt, als ich 1950 hergekommen bin. Aber nun ist das Schloss seit vielen Jahren geschlossen und die Landwirtschaft eingestellt. Die letzte Schlossbesitzerin konnte den Betrieb nicht mehr in Gang halten, als sie Witwe geworden war, und nun bin ich als Aufseherin hier allein.»

Sie heisst Hilde und führt sie durch das verschlossene Tor, diesmal ohne Schild. Die kleine Gruppe geht durch den Schneematsch zum Hauptgebäude, während Hilde erzählt, wie sie 1949 aus dem Osten gekommen ist und dass sie ihre Heimatstadt seitdem nie wieder gesehen hat. Sie erzählt von ihrer Familie, über das Leben auf dem Schloss, das turbulente Leben mit 30 Pferden, Massen von Kühen und Lebensmittelrationierung.

Turid hört nicht zu. Sie geht über den beeindruckenden Hof vor dem Schloss und sieht – sieht die kleinen Fachwerkhäuser, die den Hof umgeben – den Dienerschaftsflügel, die Kutscherwohnung und vor allem natürlich das Hauptgebäude. Drei hohe Etagen – zuoberst eine mit vielfach unterteilten Fenstern. Der Eingang ist mit Säulen und Wappen dekoriert. Die beiden hohen, breiten Eingangstüren sind mit Hängeschlossern versperrt.

Turid spürt nicht, dass ihre Schuhe vom Schneematsch schon völlig durchnässt sind. Spürt den Wind nicht, der auffrischt und daran erinnert, dass der Frühling von Auermühle noch ein ganzes Ende entfernt ist.

Dort drinnen hat der braune Ledersessel gestanden! Turid fühlt, dass sie den Geruch des braunen Leders zurückrufen kann – einen satten Geruch – beschützend und sicher.

«Drinnen sind jetzt keine Möbel mehr», sagt Hilde. «Es ist ganz leer. Aber wie schön es war, als die Gnädige Frau noch dort gewohnt hat!» Turid steigt vorsichtig die breite Treppe zum Eingang hinauf. Hier hat sie fünf Monate verbracht, von Anfang Februar bis Ende Juni 1948.

«Erinnerst du dich jetzt, Turid?»

«Nein, eigentlich nicht – ich erkenne jedenfalls nichts wieder. Aber trotzdem kommt es mir bekannt vor – jedenfalls fühle ich mich hier nicht fremd.»

Sie steht auf der Treppe und blickt über den Hof mit den sorgfältig ausgearbeiteten Mauern und den Häusern, auf den Park, auf die landwirtschaftliche Anlage, die hinter den Bäumen versteckt liegt. Seltsam.

Dass ich mal in einem Schloss gewohnt habe! «Da oben, im obersten Stock, war das Kinderheim», sagt Hilde. Die vielfach unterteilten Fenster sind leer, keine Vorhänge, keine Kindergesichter, die die Nase gegen die Fensterscheibe pressen und nach einer unbekanntem Zukunft Ausschau halten. Keine Kinder, die in die Kissen beissen, um ihr Schluchzen zu ersticken. Französische, polnische, norwegische, niederländische, tschechische und jugoslawische Kinder.

In Deutschland gab es damals mehrere Sammelheime für ausländische Kinder. Norwegische und andere alliierte Sozialarbeiter reisten unter Leitung von UNRRA und später IRO durch das ganze Land, um diese Kinder ausfindig zu machen. Dann wurden die Kinder in den Kinderheimen untergebracht, bis eine ganze Busladung zusammen war.

Insgesamt kamen etwa hundert Kinder zurück nach Norwegen. Viele von denen, die während des Krieges nach Deutschland gebracht worden waren, wurden nie gefunden. Einige wenige durften in Deutschland bleiben, weil die Sozialarbeiter es so für das Beste hielten. Wieviele in Deutschland geblieben sind, weiss niemand.

Es ist ein langer und spannender Tag gewesen. Besonders spannend, weil das Grundstück, auf dem das Kinderheim Camp Auermühle gelegen war, so unglaublich zugänglich und doch so verlassen war. Dass alles entvölkert, leer und unbenutzt war, liess die Vergangenheit um so stärker leben. Die Phantasie hatte freien Spielraum, sich vorzustellen, wie Turid als kleines Findelkind hergebracht wurde.

Inzwischen ist es später Nachmittag.

«Ich glaube eigentlich nicht, dass ich jemals hungern musste», meint Turid. «Das würde ich sicher noch wissen. Und das hätte sich sicher auch gezeigt. Zum Beispiel wie bei den Kindern, von denen Cecilie Murphy erzählt hat, die von ihrem Essen für Notfälle immer einen Teil versteckten. Mutter und Vater haben nie erwähnt, dass ich so etwas getan hätte.

Nein, ich hab nie befürchtet, nicht genug zu essen zu bekommen. Aber ich hatte immer Angst, Mutter könnte mich verlassen. Ich musste immer wissen, wo sie war – dass sie in der Nähe war.»

Am nächsten Tag soll die Reise nach Sottrum gehen – zu Mühlhaus und Hof, wo Turid ihre längste zusammenhängende Zeit in Deutschland verbracht hat. Das Haus wird es wohl nicht mehr geben, aber bestimmt wohnen dort noch Nachbarn, die sich erinnern können. Und wieder hofft Turid, einen Blick in ihre Vergangenheit tun zu können – einen bewussten Blick, der es ihr ermöglicht, Bilder aus jener Zeit zu entwickeln. Ausserdem findet sie es überhaupt interessant, alle diese Orte zu sehen, an denen sie gelebt hat.

Die Journalistin beginnt den Tag am Telefon.

«Hildegard Schneider?» 1960 ist sie umgezogen. In einen Vorort von Hamburg.

Die Telefonauskunft. Nein, im Telefonbuch steht niemand dieses Namens. Aber wie ist es mit... «Bernhard Schneider? Ja, den haben wir.»

Und dann sieht die Journalistin die Telefonnummer an – die Adresse – in Hamburg, gar nicht so weit entfernt. . .

Sie unterdrückt ihre Lust, zu Turid hinaufzulaufen – lieber sicherheitshalber erst einmal nachfragen. Sie können ja trotz allem tot sein – oder krank – oder vom hohen Alter gezeichnet. Oder vielleicht wollen sie nach all diesen Jahren gar nichts mit Turid zu tun haben. Das wäre ein zu harter Schlag für sie.

Ihr hämmernder Puls lässt die Hand der Journalistin zittern, als sie die Nummer wählt. Und am anderen Ende der Telefonleitung schellt es – einmal – zweimal – dreimal. . . Sie sind nicht zu Hause.

Da wird am anderen Ende abgehoben, und eine rauhe, ältere Männerstimme sagt: «Ja bitte?»

«Guten Tag, könnte ich bitte mit Herrn Bernhard Schneider sprechen,»

«Am Apparat.»

Die Journalistin stellt sich vor, als norwegische Journalistin, in Deutschland unterwegs mit einer Frau, die er vielleicht kennt – Turid oder Elke.

«Die kleine Elke! Ist sie da?» Die Stimme am anderen Ende klingt belegt, leise.

«Damals haben sie sie einfach abgeholt... ist sie wirklich bei Ihnen?
«Ja, vielleicht könnten wir Sie besuchen kommen? Ist Hildegard noch gesund?»

Das ist sie, von den üblichen Problemen hohen Alters abgesehen, und sie freuen sich sehr auf den Besuch, heute?

Die Journalistin stürzt in Turids Zimmer und ruft: «Weisst du, mit wem ich gesprochen habe?»

Turid lässt sich auf das Hotelbett fallen. Sie hatte nicht gewusst, dass die Nachforschungen nach Familie Schneider schon so weit gediehen waren und dass es möglich wäre, sie schon während dieser Reise zu finden.

Wieder wird die Hamburger Nummer gewählt, und Turid presst den Hörer mit vor Spannung weissen Handgelenken an ihr Ohr. Dann hört sie zum ersten Mal seit 38 Jahren die Stimme des Mannes, den sie damals, in ihrer geheimen Vergangenheit, «Vati» genannt hat.

Nun fliegen alle anderen Pläne in den Papierkorb. Fieberhaft wird die Karte ausgebreitet, Entfernung, Zeit und Tempo werden berechnet.

Was Schneiders wohl erzählen können! All die Stücke, die sie in dem Puzzlespiel, das Turids Leben ist, auf den richtigen Platz legen können!

Die Autobahn liegt breit und gerade vor ihnen. Am Horizont verengt sie sich zu einem Streifen. Es ist eine ziemlich lange Fahrt, aber das Ziel erscheint ihnen zum Greifen nah.

Sie sagen nicht viel. Der NDR spielt Melodien aus Turids Kindheit. Sie summt, während sie die Karte betrachtet. Es ist plötzlich von grösster Bedeutung, die Abfahrten zu verfolgen, die auf grossen Schildern am Strassenrand angekündigt werden. Sie dürfen jetzt keine Zeit verplempern und falsch abfahren.

«Es wird bestimmt nett sein, sie zu treffen», sagt Turid. Diese Aussage muss hundertfach schwächer sein als ihre Gefühle. Ihr Gesicht bringt eine Mischung von weisser Angst und blauer Hoffnung zum Ausdruck. Die Spannung ist so gross, dass sie logisches Denken unmöglich macht: Sie hatten mich ja damals, als – sie können mir sagen, wer ich bin – vielleicht erfahre ich endlich, was mit meinem Bein los ist. ..

«Wie sie wohl aussehen – ob sie mich wohl wieder erkennen?»

«Vielleicht erkennst du sie wieder», meint die Journalistin.

Dann wird eine Weile nichts gesagt. Sie hören nur das Dröhnen des Verkehrs und die Radiostimme, die nasse Fahrbahnen, aber gute Verkehrsverhältnisse meldet. Ein tempohungriger roter Sportwagen liegt wie eine zähnefleischende Bestie hinter ihrem Stossdämpfer, ehe er überholen kann. Gleich darauf zittert das Auto im Sog eines LKWs mit grossem Anhänger. Dann verschwindet die vierspurige Autobahn im langen, düsteren Elbtunnel.

Und in diesem Moment singt Wencke Myhrre im Radio, dass es am Ende des Tunnels ein Licht gibt, und die gespannte Stimmung im Auto löst sich zu einem Lachen.

Elke

Das Haus liegt in einer stillen Strasse mit Einfamilienhäusern, zwei Häuserzeilen von der Eisenbahn entfernt. Die Bäume warten auf den Frühling. Die Knospen sind bereit und scheinen nur noch ein paar warme Sonnenstrahlen zu brauchen. Das Haus ist nicht gross, aber gut gepflegt. Zwei Stock, spitzes Dach, mit gelben Ziegeln verkleidet, braune Fensterrahmen. Der Garten ist zum Teil schneebedeckt, die Beete sind freigeschaufelt und die Rosensträucher beschnitten und zur sommerlichen Blüte bereit.

Turid hat einen grossen rotweissblauen Blumenstrauss mitgebracht, im Laden sorgfältig von ihr ausgewählt. Jetzt nimmt sie den Strauss vorsichtig aus dem Wagen und meint plötzlich: «Wir müssen unbedingt nach Bobby fragen!» Diesen Namen hat sie immer wieder erwähnt, als sie 1948 nach Ålesund kam. Vielleicht hiess ein Junge so, an den sie sich angeschlossen hatte und den sie jetzt vermisste. Aber das ist nur eine der vielen Fragen, auf die Turid bald Antwort erhalten wird.

Es regnet ein bisschen. Turids Herz schlägt so laut, dass die Blumen zittern, als sie über den kleinen Kiesweg zur Eingangstür geht und schellt.

Schritte im Haus – klapperndes Schloss – und dann öffnet sich die Tür.

Dort steht ein ziemlich kleinwüchsiger älterer Mann in weissem Hemd mit Schlips und Jacke. Sein Haar ist dicht und grau, sein scharf geschnittenes Gesicht ernst.

«Turid. . . Elke», sagt er nur und streckt ihr die Hand entgegen. Das Wiedersehen ist von Wärme und Wehmut erfüllt. Eine hochaufgerichtete Frau kommt die Treppe herunter, sie hat Schwierigkeiten beim Gehen und stützt sich auf das Geländer. «Nein, das kann ich wirklich nicht fassen», sagt sie, und die Tränen strömen über ihr Gesicht.

Sonst wird nicht viel gesagt im ersten Moment. Die drei sehen einander nur an, lächeln, versuchen, etwas zu sagen, fallen sich ins Wort, lächeln wieder, bis Hildegard sagt: «Aber hier können wir doch nicht stehen bleiben! Gehen wir Kaffee trinken.» In der Küche werden die Blumen ausgewickelt. Hildegard findet sie schön und lächelt, die ganze Zeit mit bebenden Mundwinkeln.

Bald sitzen sie am Wohnzimmertisch, und viel muss gesagt, erklärt werden. Eine Brücke über 38 Jahre muss gebaut werden.

«Es ist ganz komisch, wie ähnlich du meiner Adoptivmutter bist», sagt Turid zu Hildegard. «Vielleicht bin ich deshalb gleich auf sie zugerannt, als sie mich im Kinderheim holen kam.»

Die beiden bekommen einen Schreck, als sie hören, dass Turid in Norwegen bei Adoptiveltern aufgewachsen ist. «Aber bist du denn nicht zu deiner Mutter gekommen? Wir haben nur gehört, dass du zu deiner Mutter solltest, das war alles», sagt Bernhard.

«Wir wollten dich doch so gern behalten», sagt Hildegard. «Du bist vom ersten Tag in München an unser Kind gewesen! « Hildegard lispelt ein bisschen, und wenn sie München sagt, klingt es wie Turids «Manschen». Hier in diesem Haus finden sich die Erklärungen für so vieles!

«Wir hatten uns ein kleines Mädchen gewünscht. Wolf Gernot, erinnerst du dich an ihn, war vier Jahre alt, als wir ein Töchterchen bekamen, nachdem ich zwei Fehlgeburten gehabt hatte. Sie starb mit nur drei Monaten. Also nahmen wir ein kleines Mädchen als Pflegekind auf, aber nach einem Jahr wollte ihre Mutter sie zurückhaben. Eine Freundin erzählte mir von ‚Lebensborn‘, und dass dort Adoptionen vermittelt würden. Sie haben uns dann zu Hause besucht und ausgefragt – alles musste in Ordnung sein, aber das war es ja auch, wir wohnten schliesslich in einer schönen Wohnung in Pullach, hatten vier Zimmer. Dann bekamen wir dich aus Sonnenwiese, einem Kinderheim in Dresden. Du warst zwei Jahre alt, als du gebracht wurdest. Du warst so ein süßes Kind. So munter und so zutraulich.

Wir wussten, dass du aus Norwegen kamst und Turid heisst. Aber ich habe dich Elke genannt. Turid war doch ein fremder Name. Und Elke hat mir immer so gut gefallen. Uns wurde gesagt, dass du keine

Eltern mehr hättest und dass wir dich als unsere Tochter behalten könnten. Dann wurde ich doch noch schwanger und wir bekamen den kleinen Bernhard oder Bernd, wie wir ihn nennen. Aber du warst doch unsere Tochter, und wir hatten dich sehr lieb, es war nie die Rede davon, dass du weniger unser Kind wärst als die beiden anderen.

Aber ehe wir dich formell adoptieren konnten, kamen die Amerikaner nach Pullach, und wir mussten fliehen. Mitten in der Nacht mussten wir los, das ganze Haus sollte leer sein, wurde uns gesagt, weil die Amerikaner uns alle verhaften wollten. Wir durften nur den Kinderwagen und die Kleider, die wir am Leibe hatten, mitnehmen. Und Matratzen.

Bernhard wurde im Chaos von uns getrennt, und ihr Kinder und ich wurden in einen Eisenbahnwaggon gewiesen, zusammen mit anderen Frauen und Kindern. Niemand wusste, wohin die Reise führen sollte. Abends wurden wir in einem unbenutzten Kindergarten einquartiert. Am nächsten Tag habe ich von dort aus Bekannte in einer nahegelegenen Stadt besucht. Aber auch die waren geflohen, niemand wusste wohin, und ich stand da, mit drei kleinen Kindern, Bernd war erst ein paar Monate alt, und mit zwei leeren Händen. Fast ein Jahr lang bin ich mit euch Kleinen von einem Ort zum anderen gezogen. Wir mussten wohnen, wo es gerade Platz gab, und oft mussten wir mitten in der Nacht wieder fort. Wir waren wie gejagte Tiere. Manchmal mussten wir in den nächsten Luftschutzkeller, wenn es Fliegeralarm gab. Und wir hörten die Bomben fallen. Ihr habt viel geweint, das weiss ich noch. Aber ich habe nicht geweint. Dazu hatte ich keine Zeit, mit drei kleinen Kindern und niemandem, der mir helfen konnte, weder mit Geld noch mit Lebensmitteln. Und ich wusste auch nicht, wo Bernhard war. Als mein Bruder uns schliesslich in einer Baracke bei Bremen fand, besorgte er uns eine Wohnung, und er konnte auch Bernhard Bescheid geben, der damals bei den Engländern in Haft war.

Sobald Bernhard seine Entnazifizierung hinter sich hatte, ist er uns holen gekommen. Danach sind wir zuerst nach Uelzen und dann ins Mühlhaus in Sottrum gezogen. Dort war kein Mensch, die Häuser

waren leer und verfallen, aber wir richteten uns so gut wie möglich ein und fühlten uns geborgen. Endlich kamen wir zur Ruhe.»

Turid hört zu. Der Kaffee in der Tasse wird kalt. Hildegard erzählt mit leiser Stimme, manchmal werden ihre Wörter undeutlich und die Sätze unverständlich. Damals hat sie nicht geweint, und sie weint auch jetzt nicht. Aber ihre Augen werden blank, wenn sie Turid mit einem wehmütigen Lächeln ansieht.

«Ihr Kinder wart so tapfer!»

Im Sommer 1946 war Familie Schneider wieder vereint. Bernhard hatte seine Entnazifizierung hinter sich, eine für ihn sehr demütigende Erfahrung. Er war während des Krieges Beamter in der Verwaltung der Parteikanzlei gewesen und hatte für die Hinterbliebenen von gefallenen Soldaten zu sorgen. Mit der politischen Arbeit der Partei hatte er nichts zu tun, sagt er. Und die Alliierten liessen ihn schon nach wenigen Monaten wieder frei.

Er stiess zu seiner Familie, und er, Hildegard und die drei Kinder liessen sich auf einem Hof in Sottrup, im Süden von Hannover, zusammen mit anderen Flüchtlingsfamilien nieder. Familie Schneider wurde im Mühlhaus einquartiert und begann ein mühsames, aber zufriedenes Dasein.

Nun kommt Bernhard mit einer kleinen Schachtel ins Zimmer. Darin hat er Bilder gesammelt. Alte Schwarzweissfotos aus einer Zeit, die aus Turids Erinnerung ausgewischt ist. Auf einem Bild hockt eine Frau und hat die Arme um zwei kleine Kinder gelegt, um einen Jungen und ein Mädchen. Das ist Hildegard mit Bernd und Elke. Und dort steht ein dunkler junger Mann in Reithosen und Reitstiefeln und hält ein kleines Mädchen an der Hand. Die Kleine trägt einen Kapuzenmantel mit Felleinfassung und dicke, warme Wollstrümpfe. «Das sind wir beide in Pullach», erklärt Bernhard. Das Bild ist im selben Tor aufgenommen, in dem Turid vor wenigen Tagen gestanden hat, im Eckhaus in der Margarethenstrasse! Die Torflügel fehlen heute, der Torbogen ist unverändert.

Nun ist die Vergangenheit zum Greifen nahe. «Hier scheint die Sonne ein bisschen zu grell für euch», Bernhard zeigt ein Bild von

Hildegard und den drei Kindern. «Und das ist auch ein schönes Bild: Da ist der Älteste – da ist der Jüngste – und da – ist Elke.»

Es ist ein Tag wie jeder andere im Mühlhaus in Sottrup. Vater Bernhard ist in seiner Werkstatt, wo er Holzspielzeug herstellt: Züge, Autos, Pferde. Wolf Gernot, der Älteste, hat ein Fahrrad, und mit Schwesterchen Elke auf dem Gepäckträger radelt er mit Spielzeug, das er gegen Lebensmittel tauscht, von Hof zu Hof. Mutter Hildegard hat gerade den Jüngsten, Bernd, ins Bett gebracht, nun kann er sein Vormittagschläfchen halten und sie kann Kleider für die von ihr hergestellten Stoffpuppen nähen. Elke hat neulich erst eine wunderschöne Puppe bekommen, und sie und «Puppi» sind schon ganz unzertrennlich. Hildegard sorgt auch dafür, dass die Kinder gut angezogen sind und macht vor allem ihre Tochter gern fein. Sie ist mindestens so chic wie die Puppen. Und sie ist auch eine Puppe. Munter und lustig und immer zu Schelmenstreichen aufgelegt. Wolf Gernot zieht sie dann an den Zöpfen, damit sie ein bisschen Ruhe gibt.

Das einzige, was ihr überhaupt nicht gefällt, ist, wenn sie aufs Klo im Heuschober muss. Dort gibt es nämlich Ratten. Aber da hilft ihr nichts, niemand will eine Wiederholung des Tages, an dem sie ihr Geschäft in Vatis Schuke verrichtete, der gerade vor der Küchentür stand. Die Ratten kommen auch manchmal ins Mühlhaus, vor allem, wenn es kalt ist. Dann raschelt und rennt es nachts über den Boden, und Elke schmiegt sich ganz dicht an Wolf Gernot an und drückt ihre Puppi an sich.

Eines Morgens müssen sie besonders früh aufstehen. Sie wollen zum Fotografen in die Stadt. Hildegard macht die drei Kinder fein. Elke zieht sie ihr schönstes Kleid an, auf dem ihre Initialen auf die Brust aufgestickt sind: E. S. Die langen Haare werden geflochten, das zieht ein bisschen, weil Mutti es heute eilig hat, dann sitzen die Schleifen richtig. Als kleine goldene Affenschaukeln baumeln die Zöpfe um Elkes Ohren, befestigt mit weissen Schleifen. Der kleine Bernd ist auch im Sonntagsstaat. Energisch protestiert er gegen den steifen Kragen, der ihn am Hals scheuert, aber Mutter Hildegard kennt kein Erbarmen.

Sie hat schon lange für diesen Besuch beim Fotografen gespürt, und da sollen die Kinder denn auch ordentlich aussehen.

Beim Fotografen wird Elke mitgeteilt, dass Puppi nicht mit aufs Bild darf. Nun schmolzt sie. Den blöden Fotografen wird sie nicht anlächeln, nein! Wolf Gernot greift selber zum Kamm und glättet seinen Schopf mit Wasser – natürlich soll Mutti ein schönes Bild bekommen! «Lächeln!» zischt er seinen beiden kleinen Geschwistern zu, als der Fotograf unter dem schwarzen Tuch verschwindet. Aber Bernd und Elke verziehen keine Miene. Da lugt der Fotograf hinter der Kamera hervor und schneidet lustige Grimassen. Bernd vergisst den scheusslichen Kragen und muss lächeln. Elke kann ihre verärgerte Miene beibehalten, aber ihre Augen lachen, als das Nitratpulver der Kamera explodiert.

Im Mühlhaus in Sottrup gab es keinen Überfluss, aber sie kamen verhältnismässig gut zurecht und hatten immer genug zu essen und anzuziehen. Nach und nach konnten sie vieles am Haus ausbessern, und die Ratten blieben fort.

Und Familie Schneider war mit dem Leben durchaus zufrieden. Sie hatten mit der täglichen Arbeit genug zu tun und ahnten nicht, dass das Rote Kreuz aus Norwegen eine Anfrage über ein kleines norwegisches Mädchen bekommen hatte, Turid, die sich angeblich irgendwo in Deutschland befinden sollte. Sie ahnten nicht, dass nun eine Nachforschung eingeleitet wurde, die einige Monate und viele Briefe später dazu führen sollte, dass sie um ein Kind ärmer wurden.

«Sie haben dich einfach in Sottrup abgeholt», sagt Bernhard. Sie hatten keine Vorwarnung bekommen, keine Information. «Sie haben gesagt, du müsstest zur ärztlichen Untersuchung und würdest am nächsten Tag zurückkommen. Aber nicht einmal, als wir wussten, dass du nie zurückkommen würdest, wurde uns irgendetwas erklärt. Vor allem für unseren ältesten Sohn, Wolf Gernot, der damals zwölf war, war das schlimm. Er wollte wissen, wieso einfach jemand kommen und sein Schwesterchen holen konnte. Aber wir konnten ihm das doch nicht erklären», sagt Hildegard.

«Ich hab ja auch nie etwas von euch gewusst», sagt Turid. «Viele

andere von den Kindern, die nach Norwegen zurückgebracht wurden, hatten Briefe von ihren deutschen Eltern bei sich.»

«Dazu hatten wir einfach keine Zeit», erklärt Hildegard. «Alles ging ja so schnell, als sie dich geholt haben. Ich glaube, ich konnte nur noch deine Zahnbürste holen. Nicht einmal deine Puppi durftest du mitnehmen.» Es hört sich wirklich an, als sagte sie «Bobby». Sie spricht Puppi mit offenem O und einem P aus, das eher wie ein B klingt. Das muss Bobby sein! Puppi – Pobbi – Bobby – für norwegische Ohren ist da kaum ein Unterschied zu hören. Der «Bobby», von dem Turid in der ersten Zeit in Ålesund dauernd geredet hat, muss ihre «Puppi» gewesen sein. Also ist vielleicht auch dieses Rätsel gelöst.

Bernhard berichtet, dass sie im folgenden Jahr mehrmals versucht haben herauszufinden, was aus Turid geworden sei. Sie suchten das norwegische Konsulat und das Rote Kreuz auf. Aber dort war keine Hilfe zu erwarten. «Wir wurden fast wie die Verbrecher behandelt», sagt Bernhard, «und sie haben uns jeglichen Kontakt zu dir verweigert. Sie sagten nur, du wärst jetzt wieder bei deiner Mutter. Deshalb waren wir so überrascht, wir wussten ja nicht, dass du noch eine Mutter hattest. Und dann erzählst du jetzt, dass du gar nicht zu deiner Mutter gekommen bist, sondern adoptiert wurdest! Hier bei uns hast du es gut gehabt, Turid», meint Bernhard.

Dass sie zuerst in einem nicht weit entfernten Kinderheim untergebracht war, ist ein Schock für Hildegard und Bernhard. «So nah warst du!» Mutter Hildegards Augen sind von Tränen verschleiert, als sie hört, dass Turid erst mehrere Monate im Kinderheim war, ehe sie nach Norwegen geschickt wurde.

Der grosse Bruder, Wolf Gernot, nun ein ruhiger und solider Metallarbeiter von fünfzig Jahren, erinnert sich noch gut an sein Schwesterchen Elke. «Wir haben vor kurzem noch von dir gesprochen», sagt er. «Wir haben uns all die Jahre immer wieder gefragt, was wohl aus dir geworden ist. Du solltest nur einen Tag wegbleiben, und dann bist du nie wieder gekommen.»

Er erzählt, dass er sich jahrelang immer versteckte, wenn er grosse, schwarze Autos sah. Vielleicht wollten sie ihn ja auch holen!

Und nun ist das Wohnzimmer erfüllt von «weisst du noch?» – denn alle wollen Turid schrecklich gerne beim Erinnern helfen. Aber noch immer kann sie sich an nichts erinnern. Wolf Gernot erinnert sie an eine Episode, die ihre starken Angstgefühle erklärt: «Erinnerst du dich an den kleinen Hund, den Vati einmal mitgebracht hat und den wir alle so lieb hatten?» Nein, Turid erinnert sich nicht. «Aber ich weiss noch», sagt Wolf Gernot, «dass es schrecklich für dich war, als du zusehen musstest, wie das Pferd ihn totgetreten hat. Danach hast du immer furchtbare Angst vor Pferden gehabt.»

Und hier ist eine Spur einer Erinnerung in Turids Gehirn – einer verdrängten Erinnerung, die sie auf alle Pferde übertragen hat, eine anhaltende Angst, für die sie bisher nie eine Erklärung hatte. Obwohl Turid sich an nichts direkt erinnern kann, so hat sie doch in wenigen Stunden bei ihrer deutschen «Familie» einige leere Stellen in ihrer Vergangenheit gefüllt.

Turid will wissen, ob sie schon damals gehinkt hat. Nein, daran kann sich niemand erinnern. Eher im Gegenteil. «Du warst doch immer überall, eine richtig wilde Hummel warst du», sagt Bernhard und lächelt übers ganze Gesicht. Nein, das würden sie noch wissen, wenn sie gehinkt hätte. Sie war doch eigentlich nie krank, abgesehen von einer gelegentlichen Erkältung. Und die liess sich nicht vermeiden, im Mühlhaus zog es doch arg.

Aber wann hat sie angefangen zu hinken? Und warum? Das ist also eins der Rätsel, bei deren Lösung sie Turid nicht helfen können.

Sie wollen wissen, wie es ihr in Norwegen ergangen ist. «Es kann doch nicht leicht gewesen sein, damals ein Kind deutscher Abstammung gewesen zu sein?» Bernhard ist bitter, weil der Hass gegen die Nazis auf das ganze deutsche Volk übertragen worden ist. Als das Nazisystem angegriffen wurde, wurde alles Deutsche mit einbezogen. «So war das wohl auch in Norwegen?» fragt er. Das kann Turid bestätigen, obwohl sie zu denen gehört, die am wenigsten von dem aufgestauten Hass getroffen wurden, dem freier Lauf gelassen wurde, als der Feind nach über fünfjähriger Terrorherrschaft über ganz Europa endlich unterlegen war.

Kinder der Schande

Der Krieg in Norwegen war vorbei, und der Jubel wollte kein Ende nehmen.

Ungewöhnlich viele Menschen heirateten. Manche hatten damit auf bessere Zeiten gewartet, andere hatten ohnehin um diese Zeit heiraten wollen. Und dann heirateten einige aus purer jugendlicher Friedensfreude. Im Laufe der beiden ersten Nachkriegsjahre wurden in Norwegen mehr Kinder geboren als je zuvor.

Die Englandfahrer kamen zurück, der König kehrte heim, alles sollte wie vorher sein, nur viel besser. Und mit dem Recht des Siegers wurden die, die während des Krieges ihr Land verraten hatten, bestraft. Im Nachhinein wird sichtbar, dass die Urteile nicht gerecht entsprechend der Schuld gefällt wurden, und das wurde auch damals schon diskutiert. Dass Landesverräter bestraft werden sollten, fanden alle. Aber die Zustände waren chaotisch, viele Aufgaben mussten gelöst werden, und Strafe war deshalb nicht immer dasselbe wie Prozess und juristisch begründetes Urteil. In der Justiz der Strasse aber gibt es nur selten Verteidiger.

Die Deutschendirnen wurden auf offener Strasse bestraft, wenn sie nicht über besonders guten Schutz in Form einer verständnisvollen Familie oder eines sicheren Verstecks verfügten. «So, nun kriegst du eine neue Frisur!» – «Wir nehmen uns ihre Schwester auch gleich vor, die ist sicher von derselben Sorte!»

Olaf war bei Kriegsende drei Jahre alt. Ein süsser kleiner Junge, heiss geliebt von seiner Tante, die sich seiner annahm, während seine Mutter sich im Holzschuppen versteckte. Olaf flüchtete sich zu seiner Tante, als eine Bande junger Männer und zwei junge Mädchen auf den kleinen Hof kamen. Sie kamen schnell, mit dem Fahrrad und zu Fuss, und das

Kind glaubte, ein Knurren zu hören, das ihm Angst einjagte. Viele der Räder waren sicher nicht richtig geschmiert, nachdem es fünf Jahre lang an allem gefehlt hatte.

Auf dem Hof gab es nicht viele Möglichkeiten, sich zu verstecken, und Olafs Mutter war bald gefunden. Was bedeutet es für einen Dreijährigen, zusehen zu müssen, wie seine Mutter schreiend über den Hof geschleift wird, wie ihr zwei starke junge Burschen die Hände auf dem Rücken festhalten, wie sie geschoren wird, während sie verzweifelt den Kopf verdreht, um den Scheren zu entgehen? Wie sie schluchzend auf dem Boden liegt, während der letzte Bursche ihr einen Tritt in den Rücken versetzt, ehe er aufs Fahrrad springt und wegfährt?

«Das Bild hat sich für immer in meine Erinnerung eingebrannt», sagt Olaf, jetzt 44 Jahre alt. Er sieht seine Mutter vor sich, erst 20 Jahre alt, Blut tropft aus einer Wunde auf der Wange. Einer der «Friseure» war ihr mit der Schere zu nahegekommen. Der Dreijährige wusste nicht, dass diese Episode nur der Anfang einer Kindheit voller Demütigungen, Quälereien und physischer Übergriffe sein sollte. «Ich bin nie sehr gross gewesen, deshalb konnte ich mich auch nicht wehren. Und wenn ich es versucht habe, wurde alles nur noch schlimmer. Deshalb habe ich lieber versucht, so wenig wie möglich bemerkt zu werden. Aber ich wollte doch so gerne akzeptiert werden! Immer, wenn ich irgendwo mitspielen durfte, war ich glücklich. Und jedesmal wurde ich enttäuscht. Es tut immer noch weh, über alles zu sprechen, was sie damals ausgeheckt haben. Jeder Tag war eine Hölle. Und ich muss ja sagen, dass das alles ziemlich ungerecht war. Der Bursche, der sich am eifrigsten beteiligt hat, als sie meine Mutter geschoren haben, war der älteste Sohn eines Bauern, der sich am Schwarzmarkt mit den Deutschen eine goldene Nase verdient hat.»

Sigrids Eltern hatten in den Vorkriegsjahren eine kleine Pension. 1937, als Paul bei ihnen ein Zimmer mieten wollte, war sie 21 Jahre alt. Paul war ein junger deutscher Jude, der aus Nazi-Deutschland geflohen war, nachdem sie seine ganze Familie festgenommen hatten.

Bald hatten die beiden jungen Leute ein Auge aufeinander gewor-

fen, trotz der Sprachprobleme. Und 1939 heirateten sie und schufen sich ihr eigenes Zuhause. Ein Jahr später waren sie die glücklichen Eltern eines Sohnes, und die Deutschen besetzten Norwegen. Die Angst vor den Nazis lastete ununterbrochen auf dem jungen Paar – aber Norwegen war doch ein sicheres Land, sogar für Juden?

Sehr bald stellte sich heraus, dass dem nicht so war. Manche erkannten, was bevorstand, als die norwegischen Nazibehörden den Juden gegenüber in Norwegen dieselben Massnahmen ergriffen wie in Deutschland: Besondere Pässe, Berufsverbot, systematische Registrierung. Viele norwegische Juden flohen nach Schweden. Paul wollte das nicht. Er wollte sein Kind und seine junge Frau nicht verlassen, und er blieb im Land.

Sie waren gerade bei den Weihnachtsvorbereitungen, als die Polizei 1942 anklopfte, um den deutschen Juden Paul zu holen, sie rissen ihn von Sigrid los, die sich an seiner Jacke anklammerte, um ihn zurückzuhalten. Er stolperte zwischen zwei Polizisten die Treppe hinunter, während Sigrid mit ihrem Jungen auf dem Arm dastand und sich in die Fingerknöchel biss, um nicht zu schreien.

Paul sollte einem der grössten Verbrechen in der norwegischen Kriegsgeschichte zum Opfer fallen. Mit Ausnahme seiner Frau rührte niemand einen Finger, um zu verhindern, dass Paul mit Hilfe der damaligen norwegischen Behörden zusammen mit 758 norwegischen Juden nach Auschwitz gebracht wurde. 25 kehrten zurück. Paul gehörte nicht zu ihnen.

Seine junge Witwe beteiligte sich nicht am Jubel der Maitage 1945. Sie hatte erfahren müssen, dass ihr Paul in norwegischen Augen vor allem ein Deutscher gewesen war. Also war sie eine Deutschendirne. Und ihr Sohn ein Deutschenkind. Mit geschorenen Haaren sass sie im Haus, ihr Kind in den Armen, während draussen an den Fahnenstangen die norwegischen Flaggen wehten.

Alle deutschen Archive wurden beschlagnahmt, das heisst die, die die Deutschen und die norwegischen Nazis nicht zerstört hatten.

In einem Mietshaus in der Arbiensgate in Oslo fanden die norwegi-

schen Behörden zu ihrer grossen Überraschung eine nahezu vollständige Übersicht über die Kinder deutscher Soldaten in Norwegen. Die ‚Lebensborn‘-Archive.

Aus ihnen ging hervor, dass es bis zum Frühjahr 1945 mehr als 8'000 Kriegskinder gab. Zusammen mit denen, die in den ersten Monaten nach der Befreiung geboren wurden, ergab sich eine Zahl von etwa 9000. Eine ansehnliche Kinderschar – für die viele zu wissen glaubten, was das «Beste» ist. «Schickt die Kinder dahin, wo der Pfeffer wächst – oder am besten nach Deutschland, da gehören sie schliesslich hin!» Im Frühjahr 1945 gab es nicht viel Sympathie für «Deutschenkinder».

Es wurde in vollem Ernst vorgeschlagen, die Kinder nach Deutschland oder in irgendein anderes Land zu schicken, das sie haben wollte. Auch die Mütter sollten deportiert werden, meinten einige. Die Kinder würden sich zu einer Last für die norwegische Gesellschaft entwickeln, meinten manche, da sie bei ihren Erbanlagen zweifellos zu kriminellen Gewalttätern werden müssten. In Leserbriefen in den Zeitungen jener Jahre finden wir Wörter wie «Nazisaat» und «Schlangenbrut».

Einige Norwegerinnen hatten ihre deutschen Freunde geheiratet. Diese Frauen wurden nach der Befreiung als deutsche Staatsbürgerinnen angesehen und mit ihren Kindern nach Deutschland geschickt. Die übrigen Kinder aber hatten die norwegische Staatsangehörigkeit. Und sehr bald war klar, dass für sie besondere Massnahmen ergriffen werden mussten.

Schon im Sommer 1945 wurde das sogenannte Kriegskinderkomitee eingesetzt. Dieses Komitee stellte im November 1945 seine Einschätzung vor. Zuerst brachten sie eine Übersicht über die Massnahmen der Deutschen, die für «rassisch und erbbiologisch wertvolle» Mütter und Kinder mit deutschem Vater sorgen sollten, also eine kurze Zusammenfassung über die «Lebensborn»-Tätigkeit in Norwegen, wobei sie die deutsch-ideologische bisherige Erziehung der Kinder betonten. Dann wies das Komitee daraufhin, dass die Bevölkerung ihre feindliche Haltung gegenüber den Müttern auf die Kinder übertragen hatte. Es brachte jedoch auch die Hoffnung zum Ausdruck, diese Einstellung im Laufe der Zeit ändern zu können. Es wurde betont, dass das Problem

nicht durch Deportation der Kinder aus Norwegen gelöst werden könnte.

«Den Kindern gegenüber wäre das völlig unverantwortlich, schliesslich sind sie norwegische Bürger und tragen keine Schuld daran, dass sie in die Welt gesetzt worden sind. In Deutschland würde es ihnen ausserdem schlecht ergehen, da dort die Verhältnisse nach dem Krieg sehr schwierig sind. Viele Kinder würden dort Not leiden, zum Abschau der Gesellschaft werden und höchst wahrscheinlich zugrunde gehen», schreibt das Komitee. Ausserdem würde nach Ansicht des Komitees eine solche Massnahme bedeuten, dass man zu Methoden griffe, die man bisher nur bei den Nazis gesehen und die Norwegen immer bekämpft hatte. Als letztes Argument gegen die Zwangsverschickung der Kinder weist das Komitee daraufhin, dass «ein solches Vorgehen den Eindruck erwecken könnte, man wolle sich an den Kindern dafür rächen, dass die Mütter sich während des Krieges mit Deutschen eingelassen haben, und das könnte in Zukunft jederzeit als Propaganda gegen Norwegen ausgeschlachtet werden».

Das Komitee empfiehlt also, die Kinder in Norwegen zu belassen und ihnen eine Erziehung zu guten norwegischen Bürgern und Bürgerinnen zuteil werden zu lassen. Dasselbe sollte für die norwegischen Kriegskinder gelten, die die Deutschen während des Krieges nach Deutschland gebracht hatten, meint das Komitee und schlägt vor, diese Kinder nach Norwegen zurückzubringen.

«Man kann natürlich einwenden, dass es für Kinder mit deutschen Vätern besonders schwer sein wird, auf dem rechten Weg zu bleiben und sich im Leben hochzuarbeiten. Aber wir sind der Ansicht, dass sich dieser Umstand im Laufe der Zeit sehr viel weniger stark geltend machen wird als zur Zeit (...) Es lässt sich jedoch nicht leugnen, dass Kriegskindern vermutlich eine schwierigere Kindheit bevorsteht als den meisten anderen. Deshalb muss die Gesellschaft Massnahmen ergreifen, um dieser Entwicklung entgegenzuarbeiten.» Das Komitee distanziert sich von der Behauptung, diese Kinder seien geistig und intellektuell schlechter ausgerüstet als andere. «Die Kinder sind genauso unterschiedlich begabt wie alle anderen Menschen.» Dennoch rät

das Komitee zu Forschungsarbeiten, die «die geistige und körperliche Entwicklung der Kinder genau überprüfen» sollen.

Eine weitere Massnahme zur Stärkung der Möglichkeiten der Kriegskinder im Friedensnorwegen besteht nach Meinung des Komitees in umfassender und gründlich vorbereiteter Arbeit zur Beeinflussung der allgemeinen Ansichten über Kriegskinder. In dieser Hinsicht wird vorgeschlagen, Bezeichnungen wie «Deutschenkinder», «halbdeutsche Kinder», und ähnlich zu vermeiden und die Kinder lieber allgemein als «Kriegskinder» zu bezeichnen. Es sollte jedoch zwei Jahre dauern, bis Massnahmen ergriffen wurden, um die norwegischen Kinder aus Deutschland zurückzuholen. Nichts geschah, bis sich die Alliierten in Norwegen mehrmals an die norwegischen Behörden wandten. Der Vorschlag des Kriegskinderkomitees hatte also keine unmittelbare Wirkung. Und die anderen Vorschläge scheinen in der norwegischen Nachkriegsgesellschaft auch nicht auf besonders fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Trotz der guten Vorschläge und Absichten des Kriegskinderkomitees weist vieles darauf hin, dass die meisten Kriegskinder, die in Norwegen aufwuchsen, eine sehr unglückliche Kindheit hatten.

Tom ist ein hochgewachsener, dünner Mann von 40 Jahren. In der Schule war er in allen Fächern gleich gut und freute sich, wenn er ein gutes Zeugnis bekam. Seine Grosseltern waren stolz auf den Jungen. Er wohnte bei ihnen, mit seiner Mutter hatte er nur in den Weihnachtsferien und während einiger Sommerwochen Kontakt.

Mit elf Jahren zog er zu seiner Mutter und zu ihrem neuen Mann. In eine andere Stadt. Und kam in eine neue Schule. Sein Leben veränderte sich. Seine guten Noten wurden nun eine Quelle ständiger Quälerei. Einige der tonangebenden Klassenkameraden konnten es nicht ertragen, dass das «Deutschenkind» etwas leistete. Im Sommer wurden ihm die Hosen nassgemacht, im Winter wurde er mit Schnee eingeseift. Als Erwachsener leidet Tom unter ständigen Kopfschmerzen, die er darauf zurückführt, dass sein Kopf einmal so lange in eine Regentonnen gedrückt wurde, bis er fast keine Luft mehr bekam. Und wasserscheu ist

er heute noch – im Sommer bleibt er lieber am Strand –, er geht nie ins Wasser.

Nach einiger Zeit lernte Tom, dass sein Leben auf der neuen Schule etwas leichter wurde, wenn er sich im Unterricht «dumm» stellte. Zwar durfte er immer noch nicht mitspielen, aber die ärgsten Quälereien hatten ein Ende. Immer wieder wurde er jedoch daran erinnert, dass er anders war als die anderen. Wenn in der Schule etwas verteilt wurde, musste er sich mit dem begnügen, was ohnehin übrig war oder was niemand haben wollte. Manchmal musste er im Klassenzimmer aufstehen und sagen: «Ich bin Deutscher und habe keine Rechte.» Er kann sich nicht erinnern, dass der Lehrer jemals etwas dagegen unternommen hätte. Toms Noten waren begreiflicherweise schlecht. Und erst als Erwachsener hat er die Ausbildung nachholen können, für die er Begabung hatte.

1953 ist Laila neun Jahre alt und geht zum ersten Mal ins Kino. Vor lauter Spannung bekommt sie fast keine Luft, während ihre Pflagemutter ihren neuen Mantel zuknöpf. Der Mantel ist selbstgenäht, die Mutter ist eine gute Näherin. Sie näht auch für die feinen Damen in der Stadt. Laila spürt die Unruhe in der Kinderschlange vor dem Kartenschalter, als sie sich Hand in Hand mit ihrer besten Freundin dem Kino nähert. Sie richtet sich gerade auf und tut so, als hörte sie die Rufe nicht: «Hurenkind! Deutschenkind! Nazi!»

Im Kino setzt sie sich an den Rand einer der ersten Reihen. Die Rufe werden lauter, die Unruhe wächst: «Raus mit dir! Wir wollen hier keine Deutschen!» Harte Kugeln aus Schokoladenpapier treffen sie im Nacken. Kann der Film denn nicht bald anfangen! Dann sind sie wohl still? Aber der Filmvorführer ist ein älterer Mann, der erst anfangen wird, wenn Ruhe im Saal herrscht. Niemand greift ein, um Lailas Qualen zu beenden. Manche werfen einen verlegenen Blick auf das weinende kleine Mädchen, das schliesslich aufsteht. Der neue Mantel sieht plötzlich viel zu gross aus, als sie sich an der Wand entlang zum Ausgang schleicht.

Die beste Freundin ist in Ordnung. Sie kommt mit und Laila muss nicht allein Spiessrutenlaufen.

Zwei Tage später muss Laila auf dem Heimweg vom Einkäufen an einer Gruppe Erwachsener vorbei, die beim Briefkasten stehen und klönen. Ihr Mantel ist immer noch fast neu – der gelbe Mantel mit dem braunen Samtkragen. Ein makellos sauberer Mantel für ein Kind des verhassten Feindes! Ihr Herz schlägt etwas schneller, als sie sich der Gruppe nähert. Mehrere Personen auf einem Fleck bedeuten oft, dass etwas Schlimmes passieren wird. Sie kann sich noch gut daran erinnern, wie weh es getan hat, als ein paar andere Erwachsene sie am Schopf packten und ihr vom Ohr bis zur Schädelspitze die Haare ausrissen. Jetzt sind die Haare nachgewachsen, und sie ist fein in ihrem Mantel.

Sie ist fast vorbei, da spürt sie, wie grosse Hände ihren Mantel packen. Sie ziehen so hart, dass die Knöpfe abreißen, und bald haben sie ihr den Mantel ausgezogen. Es ist Frühling in der kleinen Stadt in Südnorwegen. Die Boote werden neugestrichen, und einer der Nachbarn war gerade mit einem Eimer voller Teer zum Hafen unterwegs, als er zu einem Plauderstündchen am Briefkasten Halt machte.

Eifrige Hände tunken das gelbe Mäntelchen tief in den zähflüssigen schwarzen Teer.

«Es hat sie wohl provoziert, dass ich so fein angezogen war. Dass ich, als Deutschenkind, so schöne Kleider hatte, während viele andere in alten, oft umgenähten Sachen liefen. Und irgendwie kann ich sie ja auch verstehen. Sie mussten sich sicher rächen, nach all dem Schlimmen, das die Deutschen während des Krieges angerichtet hatten. Aber das mit dem schönen Mantel war schlimm.»

1955 ist Jon 10 Jahre alt. Es ist Weihnachten, und die ganze Familie ist bei Grossvater und Grossmutter eingeladen. Sie sind eigentlich nicht seine richtigen Grosseltern, sondern die Eltern seines neuen Stiefvaters. Der ist in Ordnung, behandelt den Jungen im Grunde wie seinen eigenen. Niemand redet davon, dass Jons richtiger Vater ein Deutscher war. Aber alle wissen es.

In der guten Stube ist der Tisch zum Weihnachtsschmaus schön gedeckt. Für die acht Enkelkinder gibt es einen Extratisch, mit weisser

Decke, Kerzen und bunten Weihnachtsservietten. Jon bekommt einen Platz zugewiesen. Und entdeckt, dass auf dem Stuhlsitz und unter dem Teller alte Zeitungen liegen, eine bewusste Handlung seiner Grosseltern.

Ein Deutschenkind ist nicht sauber. Ein Deutschenkind darf nie vergessen, wer er ist – und was die anderen von ihm halten.

Jon setzt sich nicht mit den anderen an den Tisch. Mit weissem Gesicht rennt er aus dem Haus und wartet beim Auto, bis seine Mutter und ihr Mann nachkommen.

Nie mehr setzt er sich mit seinen «Grosseltern» an einen Tisch.

Auch wenn die feindliche Einstellung den Kriegskindern gegenüber schliesslich nachliess, war sie doch zehn oder fünfzehn Jahre später immer noch stark genug, um den Kriegskindern eine Kindheit und Jugend zu beschern, die eines von ihnen als «langes, böses Kapitel» bezeichnet. Die Verachtung, die ihnen begegnete, und die Scham, die sie fühlten, haben einige zum Selbstmord getrieben. Andere sind arbeitsunfähig. Die seelischen Narben, die ihre Kindheitserlebnisse hinterlassen haben, prägen das Leben von tausenden erwachsenen Norwegern und Norwegerinnen. Ihnen allen gemeinsam ist das Misstrauen. Sie verlassen sich nicht auf die guten Absichten ihrer Mitmenschen. Viele finden es schwer, gefühlsmässige Bindungen zu anderen Menschen aufzubauen.

Sie nehmen an, dass alle ihre Probleme als Erwachsene in ihren Kindheitserlebnissen begründet liegen. Einige dieser Kriegskinder hatten während ihrer Jugend Kontakt zu ihren biologischen Vätern oder wissen, wer ihr Vater war und dass er im Krieg gefallen ist. Aber viele ahnen auch nicht, wer ihr Vater ist. Viele Mütter sind mit Auskünften sehr zurückhaltend gewesen. «Kann ich denn nie Frieden haben?» Die meisten, die nichts über ihren Vater wissen, fühlen eine Unsicherheit, die sie auf ihre fehlende Kenntnis ihrer Herkunft zurückführen.

Viele möchten ihre Herkunft auch verheimlichen. Etliche haben versucht zu vergessen, dass sie einen deutschen Vater haben.

Aber immer mehr schlagen die entgegengesetzte Richtung ein. Sie

suchen nach ihrer Herkunft. Oft ist die Mutter dagegen, dass sie Kontakt zu diesem Mann aus ihrer Vergangenheit aufnehmen. Manche berichten, dass ihre Mütter sie bei ihren Nachforschungen bewusst falsch informieren. Mütter, die immer noch mit der Schande zu kämpfen haben und die möchten, dass das Verborgene auch verborgen bleibt. Aber viele der Kinder der Schande möchten die Mauer aus Lügen und Schweigen durchbrechen. Sie wollen wissen, wer sie sind.

Turid ist eine von ihnen. Und sie muss vielleicht froh darüber sein, dass sie ihre ersten Jahre in Deutschland verbringen konnte. So geriet ihre Herkunft in Vergessenheit, und da ihre Adoptiveltern von Anfang an dafür gesorgt haben, dass nichts über sie bekannt wurde, sind ihr die schlimmsten Auswüchse des Deutschenhasses erspart geblieben. Sie selber hat sich als Erwachsene zu ihrer Herkunft bekannt –, ohne sich zu schämen.

Nun kostet sie die Brote, die Hildegard aufgetischt hat. Und während Hildegard neuen, heißen Kaffee einschenkt, erzählt Turid, wenn ihr Wortvorrat nicht ausreicht, mit illustrierenden Gesten von ihren eigenen Kindern, den beiden grossen Jungen von 15 und 20 Jahren, die zu Hause in Norwegen so gespannt auf den Bericht von Mamas Reiseerlebnissen warten. Sie hat Bilder mitgebracht und erklärt, warum der Ältere eine rote Mütze mit einer langen Quaste auf dem Kopf hat. «Fertig mit der Schule», sagt Turid, «Student.»

Sie lachen und sprechen über die Gegenwart. Hildegard und Bernhard haben vier Enkel, zwei davon wohnen im Haus und sind eine tägliche Quelle der Freude. Samstags frühstücken Enkelkinder und Grosseltern zusammen. Bernhard hat viele Jahre in einer Brauerei in Hamburg gearbeitet. Als Rentner hat er angefangen, Gedichte zu schreiben – über die Weltlage, über Wahnsinn und den Krieg, der alles Leben vernichten kann. Aber auch Liebesgedichte für Hildegard, die Probleme mit den Hüften hat und bald zur Kur fahren muss.

Es wird langsam spät. Die Stunden in Hamburg haben eine Brücke über eine Trennung von 38 Jahren gebaut. Nun soll es nicht mehr so lange bis zum nächsten Wiedersehen dauern. Turid verspricht, im

Sommer zu Besuch zu kommen. Dann wird es ein richtiges Familienfest geben. Turid erhebt sich, kann sich aber nicht losreißen. Noch einmal muss sie sich bücken und die Bilder von damals betrachten – die schwarzweissen Bilder, die Bernhard in all diesen Jahren aufbewahrt hat. Sie streicht eine Locke zurück, die ihr in die Stirn gefallen ist und reibt sich die Schläfe, als könnte sie dadurch die Schichten späterer Erlebnisse tilgen, die die Vergangenheit verdecken.

«Eigentlich ist es ja nicht so merkwürdig, dass ich mich nicht erinnern kann», sagt sie, fast um Entschuldigung bittend. «Ich wurde doch wie ein Paket hin- und hergeschickt, habe dauernd neue Menschen kennengelernt und wusste nie, wo ich hinkommen würde. Und da muss es doch schliesslich unmöglich geworden sein, die Erlebnisse auseinanderzuhalten. Also habe ich lieber vergessen. All die Kinderheime, all die Pflegerinnen. Und es muss doch ganz schrecklich für mich gewesen sein, von denen, die ich lieb hatte, weggerissen und an neue Orte, in neue Heime und in ein neues Land mit einer fremden Sprache geschickt zu werden. Und niemand hat mir geholfen, mich zu erinnern – nur zu vergessen. Das ist übrigens eine Eigenschaft, die ich auch später genutzt habe. Ich kann leicht vergessen, was weh tut. Vielleicht habe ich deshalb trotz allem so gut überlebt», sagt sie mit einem kleinen Lachen. «Aber jetzt tut es gut zu wissen. Und ich bin froh über die Jahre bei Mutti und Vati. Jetzt bin ich ruhig. Das ist das Wichtigste.»

Mutter Hildegard hat mit Tränen in den Augen und einem Lächeln auf den Lippen Abschied genommen. Vater Bernhard küsst der Journalistin galant die Hand und bedankt sich dafür, dass diese Begegnung stattfinden konnte. Es war ein grosser Tag in ihrem Leben. Sie haben die Tochter wiedergefunden, die sie vor 38 Jahren verloren hatten. Und Turid hat eine Kindheit zurückerhalten, nach der sie so lange gesucht hat, wie sie sich erinnern kann. Nun scheint die tiefstehende Abendsonne ins Wohnzimmer, erleuchtet die Wände mit Familienbildern und kleinen Ziergegenständen, die geblümete Tapete und die Gesichter der drei Menschen, die sich umarmen.

Und Turid spürt, dass sich in ihr etwas gelöst hat, weil sie nun

endlich die dunkle Leerstelle füllen konnte, die bis jetzt ihre Vergangenheit gewesen ist. Es ist ein anderes Gefühl als an jenem Tag im Staatsarchiv. Dort wurde die Leerstelle zu Papieren, Stempeln, Namen und Adressen. Nun hat sie sich mit Gefühlen und Menschen aus Fleisch und Blut gefüllt.

Hat Turid nun das Ende des Weges zurück in die Vergangenheit erreicht?

«Ja, in gewisser Weise habe ich das. Es gibt noch immer Fragen, auf die ich keine Antwort habe, aber die werde ich schon noch lösen. Jetzt gehe ich eine nach der anderen an.» Sie lächelt schicksalsergeben: «Immer neue Fragen. Immer neue Antworten.»

Die meisten Türen sind geöffnet. Und zu den immer noch verschlossenen hat sie den Schlüssel.

Nachwort

Drei Tage später war Turid wieder an ihrem Arbeitsplatz im Fischereilabor in Ålesund und entnahm Bakterienproben aus gekochten Krebsen. Es war schwer, sich zu konzentrieren, weil sie den Kollegen doch von ihren Erlebnissen in Deutschland erzählen musste. Nach und nach kam ihr die Geschichte immer unwirklicher vor. Es war, als erzählte sie etwas, das sie gelesen hatte – das anderen passiert oder von einer Illustrierten erfunden worden war.

Als sie nach Feierabend nach Hause kam und einen Brief von Vati Schneider im Briefkasten fand, wurde alles wieder nah und wirklich. Mit korrekter, altmodisch verschnörkelter Schrift schilderte Vati seine Freude über ihren Besuch und ihre Dankbarkeit darüber, dass sie ihre verlorene Tochter wiedergefunden hatten.

Seitdem sind zwischen Turid und ihren deutschen Eltern aus ihren Kinderjahren viele Briefe gewechselt worden. Bruder Bernhard ist in Ålesund zu Besuch gewesen, mit seiner ganzen Familie, und Turid hat ihren Urlaub bei ihnen verbracht. Die Verbindungen mit Familie Schneider sind mit starkem Band neu geknüpft worden.

Durch die Reise in die Vergangenheit fühlt Turid sich nun ihrer selbst sicherer, sie hat ein ganz neues Selbstvertrauen. Vielen anderen Kriegskindern sind seelische Wunden zugefügt worden, mit denen sie noch immer zu kämpfen haben. Paradoxerweise sind sie die Opfer eines Krieges, dem sie ihr Leben verdanken. Sie sind jetzt über 40, viele von ihnen haben Jahre ihres Lebens mit dem Versuch verbracht, die Türen ihrer Vergangenheit zu öffnen – mit wechselndem Glück. Auch für Turid sind einzelne Türen immer noch verschlossen. Die Erklärung für ihr behindertes Bein, das sie in ihrer Jugend so gequält hat, ist immer noch nicht gefunden. Aber Turid weiss jetzt, dass es auf die meisten Fragen eine Antwort gibt. Nur kann es lange dauern, bis sie sie

gefunden hat. Sie gehört zu den «glücklichen» Kriegskindern, die innere Ruhe gefunden haben.

Turids biologischer Vater lebt in der DDR. Zu Turids grosser Enttäuschung scheint er an einem Kontakt zu seinem norwegischen Kind nicht interessiert zu sein. Sie hat versucht, ihn über das Rote Kreuz, über Kontakte in der DDR und über Briefe mit Fotos ihrer Söhne, seiner Enkel, zu erreichen. Ihr letzter Versuch bisher war ein Anruf bei seinem Nachbarn. Er war in der Nähe, scheint aber fern bleiben zu wollen. Er habe nicht das geringste Interesse an irgendeinem Kontakt, liess er durch den Nachbarn ausrichten.

Es wirkt brutal, sein eigenes Kind so nachdrücklich zurückzuweisen. Die Wunden, wie tief sie auch gewesen sein mögen, müssten doch über 40 Jahre später verheilt sein. Ausserdem hat sich herausgestellt, dass es den deutschen Vätern zumeist viel leichter fällt, ihre norwegischen Kinder zu akzeptieren, als den Frauen, den Müttern, die sie zur Adoption freigegeben haben. Turids Vater aber will von keinem Kind in Norwegen etwas wissen und lehnt sie ebenso ab wie ihre Mutter.

Turids biologische Mutter hat viele Möglichkeiten gehabt, zu ihrem ältesten Kind Kontakt aufzunehmen. Aber wie als Echo des Vaters in der DDR streitet sie jegliches Interesse ab. Turids Gefühle für ihre biologische Mutter greifen alle Register, von Wut, Irritation und Bitterkeit bis zu Verständnis, Mitleid und Verwunderung. Aber sie will der Mutter noch eine weitere Chance geben, ihr Gesicht zu zeigen. Auch dem Vater will sie die Zeit geben, die er braucht, um den Ruf der Sehnsucht zu verstehen, der sich hinter den vielen und unerwarteten Briefen und Anrufen aus einem Land verbirgt, das er als Soldat einer geschlagenen Armee verliess. Beide sollen eine neue Chance erhalten, um die Verantwortung für eine Beziehung zu übernehmen, aus der das Kind Turid in eine Welt von Chaos, Hass und Verzweiflung geboren wurde.

Bildnachweis der deutschen Erstausgabe:

Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin: S. 44, 45. Bundesarchiv Koblenz: S. 48, 50. Metope Verlag, Oslo: S. 52, 79-88, *Umschlag* (Lebensborn-Heim Hurdal Verk, Norwegen). Süddeutscher Verlag, Stuttgart: S. 43, 46, 47, 49. Die Abbildung auf Seite 51 aus: Georg Lilienthal, *Der «Lebensborn e. V.»*. Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart/New York 1985.

Kindheiten

im Luchterhand Literaturverlag

- Peter Härtling
Nachgetragene Liebe
169 Seiten. Leinen
Auch lieferbar als SL 357
- Alois Hotschnig
Aus
Eine Art Glück
Zwei Erzählungen
SL 1052
- Pawel Huelle
Schnecken, Pfützen, Regen
und andere Geschichten
aus Gdansk
256 Seiten. Gebunden
- Weiser Dawidek
Roman
288 Seiten. Gebunden
Auch als SL 1069
- Marie-Luise Könneker
Mädchenjahre
Ihre Geschichte in Bildern
und Texten
SL307
- Orlando Mardones
Mensch, du lebst noch!
Ein Chilene erzählt
SL 823
- Fabrizia Ramondino
Althenopis
Kosmos einer Kindheit
Roman
SL 830
- Anna Rheinsberg
Alles Trutschen
Geschichten über Mädchen
in einer Kleinstadt
SL 846
- Peter Schneider
Vati
Erzählung
SL 847
- Gabriele Wohmann
Paulinchen war allein zu
Haus
Roman
Luchterhand Bibliothek
256 Seiten. Leinen
Auch als SL 219
- Christa Wolf
Kindheitsmuster
Roman
Luchterhand Bibliothek
552 Seiten. Leinen
Auch als SL 277

«Wie war das eigentlich?»

Luchterhand Literaturverlag

Gert Bastian
Petra K. Kelly (Hg.)
Guernica und die Deutschen
Dokumentation einer gescheiterten
Wiedergutmachung
Mit einem Vorwort von
Heleno Sana
SL 1056

Detlev Claussen
Vom Judenhass zum
Antisemitismus
Materialien einer verleugneten
Geschichte. SL 677

Max von der Grün
Wie war das eigentlich?
Kindheit und Jugend im
Dritten Reich
SL 345

Josef Haslinger
Politik der Gefühle
Ein Essay über Österreich
SL 692. Originalausgabe

Peter Härtling
Felix Guttman
Roman. SL 795

«Ich war für all das zu müde»
Briefe aus dem Exil
Gesammelt von Peter Härtling
SL 998

Gert Hofmann
Veilchenfeld
Erzählung. SL 750

Gabriele Kreis
Frauen im Exil
Dichtung und Wirklichkeit
SL 812

Hans Sahl
Memoiren eines Moralisten
SL 932

Das Exil im Exil
Memoiren eines Moralisten II
232 Seiten. Leinen
Eine Veröffentlichung der
Deutschen
Akademie für Sprache und
Dichtung
Auch als SL 967

Michael Schneider
Das «Unternehmen Barbarossa»
Die verdrängte Erblast von 1941
und die Folgen für das deutsch-
sowjetische Verhältnis
SL 857

Peter Schneider
Vati
Erzählung. SL 847

Valentin Senger
Kaiserhofstrasse 12
SL 291

Hans Wüllenweber
Sondergerichte im Dritten Reich
Vergessene Verbrechen der Justiz
SL 909

Biographien, Erinnerungen, Lebensläufe

in der Sammlung Luchterhand

Muhammad Asad
Der Weg nach Mekka
Reporter, Diplomat, islami-
scher Gelehrter: Das Abenteuer
eines Lebens
SL 1071

Ulrike Edschmid
Diesseits des Schreibtischs
Lebensgeschichten von Frauen
schreibender Männer
SL 908

Mika Etchebéhère
La guerra mia
Eine Frau kämpft für Spanien
SL 1006

Walter Jens/
Hans Thiersch (Hg.)
Deutsche Lebensläufe in
Autobiographien und Briefen
SL 974

Helen Keller
Meine Welt
SL 1083

Norgard Kohlhagen
Tabubrecher
Von Frauen und Männern, die
unsere Sexualität erforschten
SL 1033

Hadassa K. Moscovici
Vor Freude tanzen, vor
Jammer halb in Stücke gehn
Pionierinnen der Körpertherapie
SL 1019

Helga M. Novak
Die Eisheiligen
SL867

Vogel federlos
SL 473

Hans Sahl
Memoiren eines Moralisten
SL 932

Das Exil im Exil
Memoiren eines Moralisten II
SL 967

Valentin Senger
Kaiserhofstrasse 12
SL 291

Kurzer Frühling
Erinnerungen
SL 1055

Ingrid Warburg Spinelli
Erinnerungen
«Die Dringlichkeit des Mitleids
und die Einsamkeit, nein zu
sagen»
SL 1013